

PETER WOLF

EINBLICK IN 50 JAHRE KENTENICH-FORSCHUNG



Der Autor: Peter Wolf, Dr. theol., von 1992 bis 2016 Generalrektor des Säkularinstituts Schönstatt-Diözesanpriester, seitdem Seelsorger am Schönstattzentrum Marienfried in Oberkirch.

Um die Entstehung des Josef-Kentenich-Instituts zu verstehen, ist es gut, sich die Situation Schönstatts unmittelbar nach dem Tod des Gründers und die Situation an den Universitäten in Deutschland Ende der 1960er Jahre zu vergegenwärtigen. Auch als Student in Freiburg konnte man damals gut fühlen und spüren, was Pater Kentenich vom Umbruch der Zeit gesagt hatte. An einem Thema, das viele andere für gänzlich unerheblich hielten, wurde das für uns spürbar deutlich. Es war die Mariologie, die in diesen Jahren an vielen Universitäten aus dem Lehrplan gestrichen wurde. Auch in Freiburg gab es im WS 68/69 keine mariologische Vorlesung.

„Mariologisches Seminar“

Ein Kreis von Theologiestudenten, die auf unterschiedliche Weise mit Schönstatt in Verbindung standen, entschloss sich, außerhalb der Universität in eigener Initiative ein „Mariologisches Seminar“ durchzuführen. Wir trafen uns wie zu Seminaren der Theologischen Fakultät, hielten uns gegenseitig Referate und diskutierten darüber. Die Stelle des Professors vertrat für uns Repetitor Robert Zollitsch und vergleichbar einem Assistenten wirkte Hermann Gedemer mit, der damals an seiner Promotion arbeitete. Zu den Mitgliedern des Seminars zählten: Rainer Birkenmaier, Johann Eschbaumer, Kurt Faulhaber, Rudolf Hauck, Karl-Heinz Mengedodt und Peter Wolf. Wir wollten die mariologischen Aussagen unseres Gründers verstehen und sie mit der neueren Theologie konfrontieren. Uns war klar, wenn wir die Gedanken und Aussagen unseres Gründers über die Gottesmutter nur mit einem „schlechten theologischen Gewissen“ wiederholen könnten, würden wir auf Dauer nicht bestehen und un-

seren Gründer in einem wesentlichen und grundlegenden Anliegen nicht authentisch weitergeben können.

In vielen Diskussionen wurde uns deutlich, dass nicht nur die mariologischen Aussagen Pater Kentenichs, sondern viele wesentliche Themen von ihm in einer theologischen Sprache vorgetragen sind, die nicht mehr die Sprache und Argumentationsweise der gegenwärtigen Theologie sind. Für uns wurde wichtig, dass unser Gründer ganz offensichtlich keine Angst vor der Wissenschaft hatte, sondern immer wieder zum Studium herausgefordert hat. „Sie müssen mir das nicht glauben!“. „Bitte studieren Sie!“. „Überprüfen Sie!“ so und ähnlich hatte er immer wieder in seinen Vorträgen zu den Priestern gesagt, konnte Repetitor Robert Zollitsch uns bezeugen. Solche Gespräche am Rande unseres „Mariologischen Seminars“ wurden uns immer wichtiger. Robert Zollitsch, der Pater Kentenich in Milwaukee besucht und dort viele Gespräche mit ihm geführt hatte, war uns Jüngeren eine wichtige Brücke zum Gründer und ein authentischer Zeuge seines Denkens und seiner Anliegen. Er berichtete uns von dem wiederholt ausgesprochenen Imperativ: „Hinein in die Wissenschaft!“

Auf diesem Hintergrund zeigte sich uns eine riesige Aufgabe, die uns für die Zukunft der Schönstatt-Bewegung immer wichtiger erschien. Es musste also weit mehr geschehen als ein „Mariologisches Seminar“, wie wir es angepackt hatten und womit wir gute, ermutigende Erfahrungen gemacht hatten. Die begonnene wissenschaftliche Reflexion und Aufarbeitung müsste auf Zukunft gesichert und auf viele Schultern verteilt werden. So reifte unter uns die Idee heran, einen Kreis und eine Institution zu schaffen, die sich auf Dauer dieser Aufgabe stellen sollte. Wann dabei zum ersten Mal der Name „Josef-Kentenich-Institut“ (JKI) fiel, konnte ich nicht mehr ausmachen. Das Anliegen lebte unter uns und wurde uns immer wichtiger. Wir hatten Feuer gefangen.

Schritte zur Gründung

Weil die meisten von uns zum Schönstatt-Institut Diözesanpriester gehörten, legte es sich nahe, das künftige Institut im Kontext des Priesterverbandes zu errichten. Deshalb wollten wir Kontakt aufnehmen mit dem Leiter unserer Priestergemeinschaft. Das war zu damaliger Zeit Rektor Hermann Gebert, Provinzrektor der Schönstatt-Diözesanpriester. So kam es Anfang des Sommersemesters wohl am Pfingstmontag 1970 zu einer Wanderung und dem denkwürdigen Gespräch auf einer Wiese im Kaiserstuhl mit dem Provinzrektor des jungen Verbandes Hermann Gebert. Bei diesem Ge-

sprach ging es darum, von unserem Mariologischen Seminar zu berichten und unsere Idee vorzutragen, etwas zu gründen, was auf Dauer die theologische und wissenschaftliche Aufarbeitung der Anliegen Pater Kentenichs garantieren sollte.

Rektor Gebert hörte geduldig zu, lobte unser wissenschaftliches Engagement, war aber irgendwie doch recht vorsichtig im Umgang mit uns allzu jungen Studenten. Erst viel später erfuhr ich, dass er größere Bedenken und die konkrete Sorge hatte, so ein Institut könnte für den Priesterverband und für die Schönstatt-Bewegung insgesamt auch einmal erhebliche Unruhe schaffen und in der Zukunft vielleicht zu einer Gefahrenquelle werden. Es bedurfte noch manchen Gespräches und Fürsprache von Repetitor Robert Zollitsch und Pfarrer Georg Egle, bis es zu seiner Zustimmung kam.

Aus dem entschiedenen Willen ein Institut auf Dauer zu schaffen, machten wir uns daran, eine Satzung zu entwerfen. Dabei waren besonders Repetitor Robert Zollitsch, Rainer Birkenmaier und Karl-Heinz Mengedot die treibenden Kräfte. Es war uns ein zentrales Anliegen, den wissenschaftlichen Charakter des geplanten Instituts ins Wort zu bringen. Dabei war schon zu Beginn die interdisziplinäre Ausrichtung im Blick, weil Josef Kentenich nicht auf theologische Themen zu begrenzen ist, sondern über die Theologie hinaus immer wieder philosophische, pädagogische und psychologische Fragestellungen aufgreift. Unter uns war das Bewusstsein lebendig, eine fruchtbare Konfrontation der Anliegen Kentenichs mit der heutigen Wissenschaft und den Problemen von Kirche und Gesellschaft anzugehen. Die Ziele des JKI sollten weit gefasst werden, damit auch die Durchführung von Tagungen und Forschungsprojekten, sowie die Förderung wissenschaftlichen Nachwuchses und Publikationen möglich würden. Sie werden das in der abgedruckten Satzung im Buch zum Jubiläum nachlesen können.

Gründung in Oberkirch

Das Gründungsdatum sollte der 08. Juli 1970 sein. Als Ort wählten wir das Schönstatt-Zentrum Marienfried in Oberkirch, wo der Gründer drei Jahre zuvor die Schönstatt-Bewegung der Erzdiözese Freiburg besucht hatte. Wir trafen uns im Konferenzraum des damals ganz neuen Pater Kentenich-Hauses. Ich sollte den Festvortrag zur Gründung halten. Der Titel lautete: Das Charisma Pater Josef Kentenichs in seinem Anspruch an die Theologie. Im Gründungsvortrag wird das Josef-Kentenich-Institut als Jubiläumsgeschenk zum 60. Priesterweihetag des Gründers vorgestellt, das er sich schon lange gewünscht hat. Zu Lebzeiten hatte Pater Kentenich

immer wieder auf die Notwendigkeit einer theologischen Arbeitsgemeinschaft, ja sogar einer Hochschule hingewiesen. Aus der Überzeugung, dass im Lebenswerk Pater Kentenichs ein charismatischer Anspruch vorliegt, thematisierte ich zunächst die Rolle des Charismas in der Kirche und dessen Verhältnis zur wissenschaftlichen Theologie. Ich unternahm den gewagten Versuch, eine innere Parallele aufzuzeigen zwischen dem charismatischen Lebensaufbruch um Franz von Assisi und dessen Auswirkungen in der Theologie der Franziskanerschule. Nach diesen sehr grundsätzlichen Überlegungen skizzierte ich Konsequenzen für das Selbstverständnis und die Arbeit des zu gründenden Instituts, die uns auch heute noch leiten.

Das Josef-Kentenich-Institut übernimmt damit einen Dienst der wissenschaftlichen Reflexion, den der Gründer zu Lebzeiten für seine Gründung geleistet hat. Vor allem sahen wir die Aufgabe vor uns, was Pater Kentenich in der Theologie seiner Zeit aussagte, verstehend aufzunehmen und es in Konfrontation mit den neueren theologischen Strömungen aufzuschließen und zu übersetzen. Eine solche Reflexion und Übersetzung muss durch Menschen geschehen, die dem Gründer verbunden sind und im Lebensstrom seiner Bewegung stehen. Dies hat das Institut in den zurückliegenden Jahren eingelöst, ist aber auch durch andere Personen und Initiativen geschehen. Das Institut weiß sich diesen Initiativen verbunden.

Erste Wachstumsschritte

In den folgenden Jahren weitete sich der Kreis der Mitglieder des JKI über den Priesterverband hinaus, wie es von der Arbeitssatzung bei der Gründung bereits vorgesehen war. Bemerkenswerte Zugänge der ersten Jahre waren: P. Paul Vautier aus der Schweiz und P. Günther M. Boll aus dem Kreis der Schönstatt-Patres. Letzterer galt damals bereits in der Bewegung als ausgezeichnete Kenner des Gründers. Er hatte nach dem Tod des Gründers begonnen, wichtige Texte zu publizieren und war als Mitglied der Redaktion der internationalen Zeitschrift REGNUM und so für das JKI ein wichtiger Kontakt hinein in führende Kreise der Bewegung. Im Wintersemester 1973/74 stieß P. Lothar Penners, der an der Universität Freiburg an einer Dissertation bei Prof. Klaus Hemmerle arbeitete, zum JKI. Seit 1974 arbeite Frau Gertrud Pollak mit, die damals an der Uni in Freiburg Germanistik und Theologie studierte und später mit einer Arbeit über die Säkularinstitute bei Prof. Karl Lehmann promoviert wurde. Solche Zugänge erlebte das junge Institut als Ermutigung und Bestärkung auf dem eingeschlagenen Weg.

Die ersten Jahre arbeitete das JKI als privatrechtliche Gründung unter dem Dach des MATRI ECCLESIAE e.V. In dieser Zeit entstand eine ganze Reihe von Studien zu Anliegen Pater Josef Kentenichs. Die Jahrestagungen des Instituts stießen nach und nach auf Interesse, es kam zu ersten Veröffentlichungen und die Zahl der Mitglieder wuchs über die Gemeinschaft des Schönstatt-Instituts Diözesanpriester hinaus. Damit waren unter den Beteiligten der Wunsch und das Bedürfnis gewachsen, einen eigenen e.V. anzustreben und zu gründen. Bei der dazu notwendigen Gründungsversammlung am 22. Oktober 1974 wurde die Satzung von acht Gründungsmitgliedern, die das deutsche Vereinsrecht vorschreibt, im Amtsgericht Freiburg unterzeichnet. Es waren folgende Personen, die sich für einen vom Gericht genannten Termin dort einfanden, um mit ihrer Unterschrift diesen verbindlichen Rechtsakt zu setzen: Karl-Heinz Mengedot, Lothar Penners, Dr. Robert Zollitsch, Fridolin Matt, Rudi Frühling, Paul Vautier und Hermann Gedemer. Der Verein wurde am 10.6.1975 in das Vereinsregister des Amtsgerichtes Freiburg eingetragen.

Arbeitsstil des jungen Instituts

Die Arbeitssatzung, die am Tag der Gründung ebenfalls vorlag, forderte von jedem Mitglied zwei wissenschaftliche Arbeiten pro Jahr. Dieses Maß versteht sich von der Entstehung des Instituts her aus dem „Mariologischen Seminar“. Die Referate wurden vervielfältigt, von den Mitgliedern gegengelesen und in einem Arbeitskreis diskutiert, für den wir bis heute den Namen „Sektion“ verwenden. Die erste „Sektion“ bildete sich aus den Gründungsmitgliedern, die in Freiburg und Umgebung wohnten und sich immer wieder zu solchen Gesprächen trafen. Die Sektionen benannten sich im Laufe der Zeit nach den jeweiligen Orten oder dem Einzugsbereich ihrer Mitglieder wie z.B. Freiburger Sektion, Würzburger Sektion, Sektion Mittelrhein. Wir konnten uns vorstellen und wünschten es uns auf Zukunft hin, dass einzelne Sektionen sich auch spezialisieren z. B. auf theologische, pädagogische, psychologische und noch weitere Themen. Bald zeigte sich, dass einzelne Mitglieder sehr wohl an den Ergebnissen interessiert waren, sich aber zwei Referate pro Jahr nicht vorstellen konnten. Es gab interessierte ältere Mitbrüder im Priesterverband, die begeistert waren von der Arbeit ihrer jüngeren Mitbrüder und dieses Engagement gern mit finanziellen Beiträgen unterstützen wollten. Auch solchen „passiven Mitgliedern“ verdankt das JKI sehr viel im Laufe seiner 50jährigen Geschichte.

Das erste Buch: Maria, der neue Mensch in Christus

Die erste Aufgabe, der wir uns als neu gegründetes Institut stellten, war die Überarbeitung der Ergebnisse des Mariologischen Seminars und deren Herausgabe als Buch, mit dem wir uns in der eigenen Gemeinschaft und in Schönstatt „vorstellen“ wollten. Diese Überarbeitung kostete noch einmal viel Kraft und Zeit, da die Ausführungen zu den einzelnen Themen wie bei jedem Seminar in Referaten unterschiedlicher Autoren vorlagen. Als Titel entschieden wir uns für: „Maria, der neue Mensch in Christus“. Die Herausgabe in Buchform lag in den Händen von Karl-Heinz Mengedodt, dem ersten Präsidenten des JKI. Er war es auch, der eine bezahlbare Druckerei in studentischer Trägerschaft in der Freiburger Altstadt, in der Nähe der Gaststätte „Wolfshöhle“, ausfindig gemacht hat. In den unterirdischen Räumen der Druckerei, zu der man über eine Kellertreppe gelangte, herrschte große Unordnung. Überall hingen Plakate von kaum bekleideten Frauen. Wir spürten, dass die Umgebung nicht recht zu unserem Buch und unserem Thema passte. Ich erinnere mich, dass ich mich bei der Gottesmutter quasi entschuldigen wollte und zu ihr sagte: „MTA, mach die Augen zu!“ Dreihundert Exemplare hatten wir drucken lassen. Jedes von unseren ersten Mitgliedern des JKI sollte ein Exemplar erhalten. In der eigenen Gemeinschaft und in Schönstatt boten wir es zum Selbstkostenpreis (5 DM) an. Ich erinnere mich neben besorgten und kritischen Rückfragen an viele positive und dankbare Echos, vornehmlich aus dem Kreis interessierter Mitbrüder im Priesterverband.

Erste Aufträge und Herausforderungen

Parallel zur Herausgabe des Buches begannen wir in der zweiten Jahreshälfte von 1970 bereits mit dem Thema, das uns die nächsten Jahre beschäftigen sollte. Aus den Gesprächen von Robert Zollitsch als junger Diakon mit Pater Kentenich in Milwaukee und dem Besuch des Gründers in Oberkirch stand uns die große Thematik der „Zweitursachenlehre“ vor Augen. Auf Vorschlag von Repetitor Robert Zollitsch wollten wir uns der Problematik der Zweitursachen über das Thema des Gehorsams nähern. So entstand über die nächsten Monate eine größere Reihe von Referaten, die dann bei der Jahrestagung 1971 öffentlich vorgetragen wurden. Sie sind im Druck erhalten, weil unter den Teilnehmern unserer ersten Jahrestagung der damalige Wallfahrtspater und Leiter des neu gegründeten Patris Verlages P. Franz Roth war und Interesse an einer Veröffentlichung dieser Vorträge äußerte. So ist das zweite Buch des

neuen Instituts erschienen und dies in einem offiziellen Verlag. Es trägt den Titel der eben erwähnten Jahrestagung: „Das Gehorsamsverständnis bei Pater Josef Kentenich, Jahrestagung des Josef-Kentenich-Institutes 1971, Berichte und Referate“.

Die Beschäftigung mit der Gehorsams-Thematik fand ihre Fortsetzung in weiteren Studien und Diskussionen. Sie prägte auch die Jahrestagung 1972 zum Thema: „Erziehung zum Gehorsam?“ Die Tagung behandelte die Frage nach der theologischen Begründung von Autorität und Gehorsam bei Josef Kentenich. Sie blickte auf Gehorsam in der Familie und in schönstättischen Gemeinschaften. Sie nahm die Kritik Kentenichs an der herkömmlichen Praxis kirchlichen Gehorsams in den Blick. Sie ging der Frage nach, wie Erziehung zu Freiheit und Gehorsam bei Pater Kentenich gedacht wird und vieles mehr. Die Referate und ein Tagungsbericht der Jahrestagung wurden als Manuskript gedruckt und waren die dritte greifbare Veröffentlichung innerhalb der Bewegung.

Schritt über die Bewegung hinaus

Ein Schritt über die Schönstatt-Bewegung hinaus gelang dem JKI durch eine Einladung der Arbeitsgemeinschaft der deutschsprachigen Säkularinstitute zu deren jährlicher Studientagung in Leitershofen bei Augsburg im Jahr 1975. Die Einladung kam zustande, als im Kreis der Vertreterinnen und Vertreter der Leitungen der deutschsprachigen Säkularinstitute über die anstehende Studientagung 1975 diskutiert wurde und Rektor Gebert unser neu gegründetes Institut ins Gespräch brachte und für die Durchführung der Studientagung empfahl. Erzbischof em. Dr. Robert Zollitsch erinnert sich heute an diesen Vorgang und meint, damals wahrgenommen zu haben, dass Rektor Gebert inzwischen fast stolz war auf unser Institut. Als Referenten wirkten bei der Studientagung der Säkularinstitute mit: Rainer Birkenmaier, Peter Wolf, Robert Zollitsch, Karl-Heinz Mengedodt und Hermann Gedemer. Die Vorträge wurden unmittelbar nach der Tagung auf mehrfachen Wunsch aus dem Kreis der Säkularinstitute gedruckt und erschienen beim Patris Verlag unter dem Titel „Geist und Form religiösen Gehorsams heute“. Ich erinnere mich, im Kreis der Verantwortlichen der Säkularinstitute wiederholt angesprochen worden zu sein auf diese Studienwoche und die Veröffentlichung unseres Instituts. Noch nach vielen Jahren haben einzelne Institute für ihre Ausbildung in der Kandidatur diese Texte verwendet und sie als sehr hilfreich geschätzt.

Anhaltendes Studium der Zweitursachenlehre

Als durchgängiges und langfristiges Arbeitsthema hatten wir die „Zweitursachenlehre“ gewählt. Pater Kentenich hatte bei seinem zweitägigen Besuch in Oberkirch diese Problematik als zentrale Fragestellung im Zusammenhang der Marienverehrung thematisiert. Aus den Berichten von Robert Zollitsch über seine Gespräche in Milwaukee war uns diese Thematik als zentrales Anliegen unseres Gründers sehr bewusst geworden. Gleichzeitig machten wir aber die Erfahrung, dass an der Universität diese philosophische Fragestellung und Argumentationsweise ganz außen vor waren. Parallel zu den ersten Studien über den Gehorsam gingen wir daran, in den Schriften von Pater Kentenich Texte zu sammeln, in denen er auf diese Lehre der Zweitursachen Bezug nimmt. Wir wollten uns kundig machen, in welchen Zusammenhängen er davon spricht.

Man muss sich vergegenwärtigen, dass zu diesem Zeitpunkt noch längst nicht so viele Texte des Gründers zugänglich waren, wie das heute 50 Jahre nach seinem Tod der Fall ist. Doch es gelang uns, immer mehr Texte ausfindig zu machen und uns darüber klar zu werden, dass wir es hier tatsächlich mit einem zentralen Thema seines Denkens zu tun haben. Nach Jahren gemeinsamen Suchens und Sammelns hatten wir am Ende Texte für ein ganzes Buch mit immerhin 236 Seiten. Rainer Birkenmaier, Karl-Heinz Mengedot und P. Paul Vautier haben die Sammlung bearbeitet, sie als Manuskript gedruckt und so für die Führungsgemeinschaften der Schönstattfamilie zugänglich gemacht. Der Titel dieser Veröffentlichung lautet: „CAUSA SECUNDA, Textbuch zur Zweitursachenlehre bei P. Josef Kentenich“, herausgegeben vom Josef-Kentenich-Institut, Freiburg i. B. 1979. Daraus ergaben sich ein ganzes Bündel von Fragen und intensive Nachforschungen zur Herkunft der Zweitursachenlehre und zu ihrer Rolle im Denken unseres Gründers. Einige Arbeiten sind später in der Festschrift zum 25 jährigen Bestehen des JKI festgehalten.

Im Auftrag der Generalleitung

In den 80er Jahren erhielt das JKI von der Generalleitung des Priesterverbandes den Auftrag, eine jährliche Studienwoche für die jüngeren Kurse der Gemeinschaft bis zum Ewig-Kontrakt durchzuführen. Die jeweiligen Themen wurden von der Generalleitung vorgesehen. Es ging z. B. um Fragen der Mariologie, der Heiligenverehrung, um den Charakter des Verbandes als Säkularinstitut und um

das Priesterbild. Es war ein wichtiger Dienst, der in den Jahren 1983 bis 1994 dem Institut anvertraut war und auch Kräfte band.

Parallel zu diesem Einsatz des JKI für die Ausbildung der jungen Mitbrüder im Verband fand in Schönstatt ab 1983 eine ganze Reihe von Pastoraltagungen statt, bei denen Mitglieder des JKI mit Referaten engagiert waren. Diese Tagungen waren gut besucht und standen den Priestergemeinschaften und allen in der Pastoral engagierten Personen offen. Die Themen kreisten um Fragen einer „Welthafte Pastoral“ (1983), um „Wegbegleitung zum mündigen Christensein“ (1985), um den „Traum von der Kirche am neuen Ufer“ (1986) um „Gottespartnerschaft“ im Sinne einer „bündnisorientierten Pastoral“ (1987) um den Weg zu einer „ganzheitlichen Sicht des Menschen“ (1988).

Idee eines JKI-Preises

Anfang der 1990er Jahre entstand die Idee, einen Preis auszusprechen und so Kräfte über den Kreis des JKI hinaus zu Studien über Kentenich anzuregen. Es war in einem Gespräch zwischen Frau Dr. Gertrud Pollak und mir über die Frage, wie wir Studierende interessieren und dafür gewinnen könnten, sich in ihrem Studium stärker mit Kentenich und Schönstatt zu befassen. In Freiburg waren für Theologen wiederholt Preise ausgeschrieben für Abschlussarbeiten zur schlesischen Kirchengeschichte. So etwas wollten wir für unser JKI und entwarfen bald ein Prospekt mit den konkreten Bedingungen und mit einem Preisgeld von 500 DM. Es wurde erwartet, davon die Arbeit in 20 Kopien vorzulegen und an die Schönstatt-Gemeinschaften abzugeben. Der Rest des Geldes konnte behalten werden. Dass ein Jahr kostenfreie Mitgliedschaft im JKI dazu kam, sollte animieren, wirklich mitzumachen und möglichst im JKI zu bleiben. Die Verbreitung der Exemplare war als Unterstützung für die Gemeinschaften gedacht und als ein Mittel, das Interesse zu steigern für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Josef Kentenich. Der neue Preis wurde gerne aufgegriffen und schon 1994 konnten wir den ersten Preisträger ehren. Bis zum Jahr 2019 gibt es 22 JKI-Preisträger, davon neun Autorinnen und 13 Autoren. Die Liste der Preisträger und ihrer Arbeiten finden Sie auf der Homepage des JKI und im Buch, das zum 50jährigen Jubiläum des JKI erscheint.

Entscheidender Schritt zu den Kursen der Geistlichen Begleitung

Anfang der 1980er Jahre gab es in Schönstatt mehrere sehr anregende Pastoraltagungen, bei denen auch Referenten aus dem JKI mitwirkten, in denen als Anliegen Peter Kentenichs auch deutlich das Thema der geistlichen Begleitung ins Wort kam. Das Thema war immer dringlicher geworden und wurde mit dem Wagnis eines „Grundkurses für Geistliche Begleitung“ vom JKI aufgegriffen. Der erste Grundkurs stand unter der Leitung von P. Peter Locher und startete im Jahr 1986. In die Startzeit der Kursangebote zur Geistlichen Begleitung fällt die Veröffentlichung des Buches: Weg-Begleitung: Geistliche Führung zu mündigem Christsein, Hrsg. Karl Heinz Mengedot, Vallendar 1987. Es wollte die Spur zeigen, in der wir diese Angebote des JKI verstanden wissen wollten.

Zwischen 1986 und 1998 wurden auf Berg Moriah insgesamt sieben Grundkurse Geistliche Begleitung durchgeführt. Das Leitungsteam bestand aus P. Peter Locher, Ordinariatsrat Werner Krimm, P. Heiner Hug und Pfr. Michael Schapfel. Die Kurse stießen auf wachsendes Interesse. Nachdem die Kurse zunächst von Mitgliedern der Schönstatt-Bewegung besucht wurden, weitete sich der Teilnehmerkreis mehr und mehr zu pastoralen Mitarbeitern und Mitgliedern verschiedener Orden und geistlichen Gemeinschaften aus verschiedenen Diözesen. In den Jahren 2002 bis 2008 folgten Kurse zu verschiedenen Fragen innerhalb der Geistlichen Begleitung durch das Team P. Günter Niehüser, Frau Barbara Stolzenberger und Pfr. Hans Stehle. In den Kursen zur Ausbildung von Geistlichen Begleiterinnen und Geistlichen Begleitern entwickelte sich neben den Standards, die für diese Ausbildungsgänge vorgesehen sind, immer auch das Arbeiten mit den jeweils neuen Erkenntnissen im Bereich der Psychologie, der Gesprächsführung, der Theologie, der Anthropologie und der Pädagogik. Im Sinne Josef Kentenichs haben die Kurse jeweils die persönlichen Prozesse und die prozessorientierte Arbeitsweise der Gruppen im Blick. In jedem der Teilbereiche war es dem JKI wichtig, mit Kursbegleiterinnen und Kursbegleitern zu arbeiten, die sich selbst durch Fortbildungen oder Studium entsprechend qualifiziert hatten.

Die Angebote der Ausbildung zu Geistlichen Begleiterinnen und Begleitern haben das JKI deutlich über Schönstatt hinaus bekannt gemacht und dem Institut Beachtung und Anerkennung auf dem Gebiet der Ausbildung zur Geistlichen Begleitung eingebracht, so dass Diözesen begannen, die Teilnahme an unseren Kursen zu befürworten und zu bezuschussen.

Entstehung des Internationalen Josef-Kentenich-Instituts IKF

Auslöser für die Gründung eines weiteren wissenschaftlichen Instituts war die Hoffnung auf eine Zusammenarbeit mit der Universität Koblenz mit der vielversprechenden Chance, dort ein wissenschaftliches Institut für Kentenich-Forschung und -Lehre einbringen zu können. Gespräche mit dem Präsidenten der Hochschule hatten diese Hoffnung geweckt. Das JKI war zu diesem Zeitpunkt in einer gewissen Schwächephase und ich traute mich nicht als damaliger Präsident des JKI, von Freiburg aus die angezielte Zusammenarbeit mit der Uni Koblenz auf den Weg zu bringen und zu garantieren. Ein zweites Motiv, das zur Gründung eines neuen Instituts drängte, war der Wunsch, die verschiedenen Initiativen zur Kentenich-Forschung im Raume Schönstatts zu bündeln und auf eine internationale Ebene zu heben. So kam es am 22. Juni 1991 zur Gründung des „Internationalen Josef Kentenich-Instituts für Forschung und Lehre“ IKF, wobei eine Reihe von Mitgliedern des Josef Kentenich Instituts beteiligt war und sich auf Dauer engagierte.

Die erste Initiative galt der Erarbeitung des Schönstatt-Lexikons. Das Bewusstsein, dass Schönstatt so etwas unbedingt brauchte, stand allen vor Augen. Die Liste der zu erläuternden Begriffe wurde immer länger und die Diskussionen um die Klärung der Begriffe immer differenzierter. Insgesamt wurden daraus fünf Jahre intensiver Arbeit, bis es im Jahr 1996 veröffentlicht werden konnte. Die Arbeit am Lexikon schweißte die Mitglieder über Jahre zusammen und bot eine gemeinschaftsübergreifendes Austausch- und Reflexionsebene, in der die Entwicklung der Schönstatt-Bewegung im Blick war und immer wieder vom Gründer her bedacht und begleitet wurde.

Auch wenn die Hoffnungen im Blick auf die Zusammenarbeit mit der Universität Koblenz sich nicht einlösten, war im Kreis der Herausgeber des Lexikons der Wille zur Weiterarbeit im IKF gegeben. Ab dem Jahr 1999 entstand eine Reihe von kleineren thematischen Veröffentlichungen, die versuchen wollten, wichtigen Anliegen von Pater Kentenich in ihrem typischen Profil zu erfassen, denen wir den Namen „Kentenich-Profilskizzen“ gaben. Sie wurden z. T. auch in andere Sprachen übersetzt und in anderen Ländern der Bewegung publiziert.

Durch das Angebot des damaligen Schriftleiters von ‚Lebendiges Zeugnis‘, Prof. Günter Riße, wurde es möglich, zwei zentrale Themen der Spiritualität und Pädagogik unseres Gründers darzustellen und für den relativ weiten Kreis der Leser und Bezieher der Zeitschrift aufzuschließen. Wir wählten den Vorsehungsglauben („Gott

des Lebens-Theologie“) und das marianische Anliegen mit der biblischen Formulierung des Themas: „Und Maria war dabei.“

Darüber hinaus veranstaltete das IKF eine größere Anzahl von Tagungen und Projekten im Raum Schönstatts bis hin zu einer internationalen mariologischen Tagung, die alle in der Festschrift zum Jubiläum des JKI festgehalten sind. Der abschließende Höhepunkt war der wissenschaftliche Kongress 2012 mit dem Thema „Identität – Pädagogische Strömungen im Gespräch mit Josef Kentenich“. Ziel dieses wissenschaftlichen Kongresses war es, Intensionen und Begriffswelt Josef Kentenichs im Bereich der Pädagogik auf ihre Anschlussfähigkeit zur Gegenwart zu reflektieren.

In den Monaten nach diesem Kongress stellte sich im Kreis der aktiven Mitglieder des IKF zunehmend die Frage nach der eigenen Zukunft. Im Bild des „Zusammenflusses von Euphrat und Tigris“ formulierte der damalige Präsident des IKF die Idee der Vereinigung beider Initiativen zur wissenschaftlichen Erarbeitung des Erbes Kentenich. Bei der Mitgliederversammlung des IKF am 2.3.2013 wurde darüber im größeren Kreis gesprochen und diese Entwicklung akzeptiert. Es geschah in dem ehrlichen Bewusstsein, über Jahre einen beachtlichen Beitrag im Sinne der Kentenich-Forschung geleistet zu haben.

Weitere Entwicklung des Josef Kentenich-Instituts

Parallel zu diesen intensiven 22 Jahren des Internationalen Josef Kentenich-Instituts hat das ursprüngliche JKI sein Programm durchgetragen und weiterentwickelt. Unser letzter Blick galt den Kursen zur Ausbildung Geistlicher Begleiterinnen und Begleiter. Daraus ergab sich ein wachsender Bedarf an Weiterbildung, die vom JKI mit Kursen zu den sich ergebenden neuen Fragestellungen und Themen beantwortet wurden. In der Zeit der Erarbeitung des Schönstatt-Lexikons war eine erhebliche Anzahl von Artikeln an Mitglieder des JKI übergeben worden. Diese erarbeiteten Geschichte und Bedeutung der übergebenen Begriffe, die dann vom Lexikon-Team des IKF diskutiert und wenn notwendig ergänzt wurden.

Im Zugehen auf die Jahrtausendwende hatte Papst Johannes-Paul II die Weltkirche zu einem Triennium eingeladen. In der Schönstatt-Bewegung wollte man diese Einladung aufgreifen und Texte des Gründers für die einzelnen Jahre zur Verfügung stellen. Pfarrer Georg Egle und Dr. Peter Wolf hatten den Vorschlag im Generalpräsidium eingebracht und Dr. Wolf erhielt den Auftrag, Texte unseres Gründers zu den einzelnen Jahresthemen zu sammeln und heraus-

zugeben. Die Bücher für die einzelnen Jahre fanden eine beachtliche Verbreitung in der Schönstatt-Bewegung und wurden vielfach durch freie Initiativen vor Ort in die gängigen Sprachen der internationalen Bewegung übersetzt und publiziert.

Diese Erfahrung ermutigte mich in Zusammenarbeit mit Mitgliedern des JKI auch in den kommenden Jahren immer wieder solche thematischen Textsammlungen mit Aussagen Pater Kentenichs zu erarbeiten und zum Druck anzubieten, was der Patris Verlag und der Schönstatt-Verlag gern angenommen haben und in der internationalen Bewegung zu vielen Übersetzungen und Publikationen führte. Die meisten dieser Bücher entstanden in der Sektion Mittelrhein des JKI. Es war jedes Mal eine Herausforderung, zu dem jeweiligen Jahresthema genügend Texte zu finden und die wesentlichen Gedanken Kentenichs zu dem Thema zu erfassen und zur Darstellung zu bringen. Gerade hier war das Gespräch und das Miteinander der Sektion eine große Hilfe.

Kentenich-Akademie

Durch seine wissenschaftliche Arbeit über Josef Kentenich und die Publikationen hatte sich das JKI inzwischen in breiteren Kreisen der deutschen Schönstattfamilie einen Namen gemacht und zu einer intensiveren wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Gründer Schönstatts angeregt. Im Jahr 2005 kamen aus dem Kreis des „Jungen Schönstatts“ Signale, sich unter der Anleitung des JKI stärker mit den Anliegen Josef Kentenichs auseinandersetzen zu wollen. Daraus ergab sich die Initiative einer „Schönstatt-Akademie“, die der damalige Präsident der JKI Dr. Bernd Biberger entwickelte. Gedacht war an vier Wochenenden, verteilt über ein Jahr, zu vier verschiedenen Themenbereichen mit unterschiedlichen Referenten. Das erste Treffen, begleitet von P. Prof. Dr. Joachim Schmiedl (ISch) stand unter der Überschrift „Göttliche Initiative – menschliches Wagen“ und beschäftigte sich mit „Gründungsgeschichte(n) in Schönstatt“. Die zweite Tagung, durchgeführt von Sr. Dr. M. Doria Schlickmann, beschäftigte sich mit dem Liebesbündnis als Lebens- und Glaubenschule. Das dritte Wochenende hatte unter dem Motto „Ganz Mensch – natürlich übernatürlich“ die Vision vom neuen Menschen zum Thema, während das letzte Treffen unter der Überschrift stand: „Christ sein – Welt gestalten. Schönstatt für Kirche und Welt.“ Diese beiden Tagungen wurden von Ordinariatsdirektorin Dr. Gertrud Pollak und Generalrektor Dr. Peter Wolf gemeinsam gestaltet.

Von den interessierten Teilnehmerinnen und Teilnehmer wurde darüber hinaus geschätzt, dass für die Themen wichtige Orte aufge-

sucht wurden, wie etwa die Wohnung Pater Kentenichs im Schulungsheim, die Marienstatue von Oberhausen im Pater-Kentenich-Haus, den Raum der Artus-Runde im Bundesheim, der Dachau-Altar auf Berg Moriah oder die Gründerkapelle in der Anbetungskirche. An den Samstagabenden waren jeweils Gäste zum Kamingespräch geladen, die den Gründer noch persönlich kannten oder in der Bewegung verantwortlich Leitungsaufgaben hatten. Auch diese Abende wurden sehr geschätzt.

Pädagogik-Foren

Auf dem Zukunftsforum 2010 der deutschen Schönstattfamilie war der Ruf laut geworden, die Pädagogik unseres Vaters mit besonderem Einsatz in die Welt zu tragen. Das JKI griff dieses Anliegen auf und veranstaltete in den Jahren 2011 bis 2013 drei Pädagogik-Foren, die den Dialog zwischen Schönstatt und Nicht-Schönstatt sowie zwischen Theorie und Praxis voranbringen sollten. Die Veranstaltungen lösten sich vom klassischen Tagungsformat, sie wollten wie ein Forum einen offenen, interaktiven und innovativen Begegnungsraum für alle Beteiligten schaffen. Kreativität und Wissenschaftlichkeit, Kommunikation und Best Practice sollten auf originelle Weise miteinander verschränkt werden. Vor allem aber ging es darum, die Anschlussfähigkeit erprobter Konzepte der Schönstatt-Pädagogik an aktuelle Strömungen und Brennpunkte der erziehungswissenschaftlichen Theorie und Praxis auszuloten. Dementsprechend lautete der Untertitel aller drei Foren: Schönstatt-Pädagogik im Dialog.

Die Pädagogik-Foren zeigten auf, dass Josef Kentenichs erzieherischer Ansatz auch heute in hohem Maße anschlussfähig ist und dass ein Dialog zwischen Schönstatt-Pädagoginnen und -Pädagogen und Expertinnen von außerhalb der Schönstatt-Bewegung für beide Seiten erhellend und fruchtbar sein kann. Er ermutigte viele, die auf pädagogischen Gebiet arbeiten, sich intensiver mit Kentenich und seinen pädagogischen Anliegen zu befassen.

Wissenschaftlicher Kongress „Wohin ist Gott?“

Eine noch weitreichendere Problematik hatte das JKI im April 2011 mit dem Studententag zum Thema „Säkularität und Identität“ angegangen, der sich mit der Säkularitätsanalyse des kanadischen Philosophen Charles Taylor befasste. Daraus ging die Idee hervor, in Schönstatt einen großen wissenschaftlichen Kongress zu wagen. Prof. Dr. Joachim Söder konnte erreichen, dass das JKI diesen

Kongress in Kooperation mit der Katholischen Hochschule Nordrhein Westfalen und der Arbeitsstelle für Missionarische Pastoral (Erfurt) und unter der Schirmherrschaft des damaligen Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz Erzbischof Dr. Robert Zollitsch durchführte. Frau Uta Söder übernahm die Verantwortung für das organisatorische Management.

Das Programm war so gestaltet, dass in vier Sektionen zu einem Teilthema meist ein nicht-schönstättischer und ein schönstättischer Referent sprachen, um so deutlich zu machen, was der positive, wissenschaftlich reflektierte Beitrag Schönstatts zur Gottesfrage im 21. Jahrhundert ist. So traf Prof. Dr. Matthias Sellmann auf Prof. Dr. Guido Bausenhardt, Prof. Dr. Maria Widl auf Prof. Dr. Hubertus Brantzen, Prof. Dr. Hans-Joachim Sander auf Prof. Dr. Lothar Penders und Prof. Dr. Ludger Honnefelder auf Prof. Michael Hochschild. Erzbischof Dr. Zollitsch sprach beim öffentlichen Abendvortrag zum Thema „Gott erfahren in einer säkularisierten Welt“ und Prof. Dr. Magnus Striet setzte den Schlussakzent mit einem provokanten Vortrag über „Krise als Chance“. Neben diesem wissenschaftlichen Programm wurden in sechs Dialogforen „Orte der Gotteserfahrung – aus der Praxis der Schönstatt-Bewegung“ vorgestellt.

Die Vorträge des Kongresses sind dokumentiert in der renommierten Reihe ‚Theologie im Dialog‘ bei Herder: Joachim Söder Hubertus Schönemann (Hrsg.) Wohin ist Gott? Gott erfahren im säkulareren Zeitalter.

JKI-Tagungen im Umfeld des 100jährigen Jubiläum Schönstatts

Besonders zu erwähnen ist die Tagung zur Bundestheologie im Jahr 2013, die das Liebesbündnis als Kernelement schönstättischer Spiritualität in den großen theologischen Kontext der biblischen Bundestheologie stellte und reflektierte. Gerade weil Bundestheologie in der derzeitigen Theologie fast keine Rolle spielt, war diese Tagung ein wichtiger Beitrag, der ein vernachlässigtes Thema erarbeitete. Diese Tagung fand statt in Zusammenarbeit mit der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar vom 03.-05. Oktober 2013 im Priester- und Bildungshaus Berg Moriah. Verantwortlich zeichneten Prof. Dr. Guido Bausenhardt, Hildesheim, PD Dr. Bernd Biberger, Bonn, Prof. Dr. Manfred Gerwing, Eichstätt, und Prof. Dr. Joachim Schmiedl (ISch), Vallendar. Die Beiträge wurden in einem Tagungsband, ergänzt um einen in der Nacharbeit der Tagung entstandenen Beitrag von PD Dr. Bernd Biberger zum Thema „Das

schönstättische Liebesbündnis im Licht der biblischen Bundestheologie“, veröffentlicht.

Die jährlich stattfindenden Studientage des JKI nach 2014 reflektieren zum großen Teil die neue apostolische Ausrichtung der Bewegung, die durch das starke internationale Erlebnis der Jubiläumsfeier in Schönstatt neuen Schwung bekommen hat. Ich nenne die drei Studientage des JKI, die dafür stehen:

Studientag 2015: „Geht hinaus in alle Welt!“ – Leben in einer säkularen Welt im Geist Josef Kentenichs

Studientag 2018: „Gründergeist – Geist des Gründers | Spurensuche im Dazwischen“

Studientag 2019: „Apostelzeit: Krise und Dynamik“

Diese Studientage sehen nicht ihre erste Aufgabe in der Geistpflege und Strömungsarbeit für die Bewegung. Sie wollen erarbeiten und reflektieren, auf welche Situation unser Apostolat stößt und wo die Ansätze bei Kentenich sind, mit der heutigen Situation umzugehen. Es ist immer wieder erstaunlich, wie gerade in einem tiefergehenden Studium Kentenichs sich Einsichten ergeben, die er in seinem radikalen Suchen seiner Zeit voraus erahnt und erkannt hat.

Fernlehrgang Schönstatt für Studenten und Studentinnen 2017/18

Im Nachgang zum Jubiläum regte sich auch unter Studentinnen und Studenten der Schönstatt-Jugend gesteigertes Interesse, Kentenich besser kennen zu lernen und sich intensiver mit seinen Texten zu beschäftigen. Ein Fernlehrgang in diesem Anliegen startete im März 2017 auf Berg Moriah und wurde begleitet von Dr. Alicja Kostka, P. Werner M. Kuller, Weihbischof Dr. Michael Gerber und Spiritual Andreas Brüstle, dem Präsidenten des JKI. Bischof Gerber berichtete im Kreis von Studierenden verschiedener Fächer von dem Angebot des „Fernlehrgangs Schönstatt“ vom JKI. Es entstand die Idee, das Angebot eines solchen Fernlehrgangs auch für Studenten und Studentinnen anzubieten. Im März 2017 trafen sich 14 Studenten und Studentinnen mit ihm im Schönstattzentrum Marienfried in Oberkirch. Insgesamt waren es 17 junge Erwachsene, die sich für den Kurs angemeldet haben. Im Laufe des Jahres bekamen sie in regelmäßigen Abständen von zwei Monaten Texte von Pater Kentenich zu unterschiedlichen Schönstatt-Themen zugeschickt. Anhand von Fragen setzten sie sich intensiv mit diesen Texten auseinander. Bischof Gerber hatte zu jedem Text eine Hinführung verfasst, die die Einordnung des Textes in einen geschichtlichen und inhaltlichen Rahmen ermöglichte. Am Ende dieser Einführung stan-

den Fragen, die das Nachdenken über den Text anregten und Grundlage der schriftlichen Reflexion der Thematik darstellten. Wesentlich war, dass es Wochenenden und Begegnungen mit Bischof Gerber gab, die gegenseitiges Kennenlernen und Gespräche über die studierten Texte von Kentenich boten. Die Festschrift zum Jubiläum des JKI enthält einen Erlebnisbericht dieses Fernlehrgangs von einer der Teilnehmerinnen.

JKI im Netz auf www.j-k-i.de

Bereits über viele Jahre konnte man die Angebote und die Bemühungen des JKI über die Homepage: www.moriah.de, verfolgen, die dankenswerterweise Pfarrer Oskar Bühler mit großem Engagement betreute. Seit dem Jahr 2016 hat das JKI nun eine eigene Homepage und ist unter: www.j-k-i.de im Netz zu finden. Die Homepage des JKI ist zu einer Fundgrube geworden. Die aktuellen Kursangebote und Neuigkeiten aus unserem Institut sind dort genauso zu finden, wie auch die wissenschaftlichen Arbeiten, die mit dem JKI-Preis ausgezeichnet wurden. Zugleich lässt sich dort das Schönstatt-Lexikon mit allen Artikeln finden, die jeweils auch einzeln abrufbar sind, ebenso Zentraltexzte aus den Kentenich-Readern. Für die Langzeitausbildungskurse wie z.B. Geistliche Begleitung und für einzelne Fortbildungsangebote ist seit dem Jahr 2016 eine Online-Anmeldung möglich. Publikationen, die aus den Reihen des JKI erschienen sind, haben einen eigenen Link auf der Homepage erhalten. Die Hauptgedanken der Publikationen bzw. der Anlass der Veröffentlichung werden dort jeweils in einer Kurzbeschreibung mit genannt. Die Homepage ist eine Einladung an alle Interessierten der Schönstatt-Bewegung und darüber hinaus, Schönstatt besser kennen zu lernen und sich in die wissenschaftliche Bemühung um den Gründer Josef Kentenich einzuschalten.

LOTHAR PENNERS

ADLER MIT GELICHTETEN FEDERN?

NACHDENKLICHES ZUM RÜCKGANG DER KONTEMPLATIVEN GEMEINSCHAFTEN SCHÖNSTATTS

P. Vinzens Henkes zum diamantenen Priesterjubiläum



Der Autor: Dr. Lothar Penners, geb. 1942, Schönstatt-Pater, emer. Professor für Philosophie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar, von 2003 bis 2015 Leiter der deutschen Schönstatt-Bewegung.

Im Umkreis des sog. „zweiten Meilensteins“ ihrer Geschichte verglich der Gründer die Schönstatt-Bewegung mit einem Adler, der mit voll entfalteter Energie zur Sonne fliege, ohne die Wahrnehmung der irdischen Realität zu verlieren.

Hintergrund für diesen Vergleich bildet die „Welt“ des sog. 20. Januar 1942 mit ihrem zeit- und ideengeschichtlichen Umkreis; die sog. Karmel- und Dachau-Zeit, deren Früchte greifbar sind beispielsweise in der Gebetssammlung „Himmelwärts“; der sog. Dritten Gründungsurkunde und ihrem programmatischen Universalismus der Höhe, Tiefe, Breite und Weite; ebenfalls die Weltreisen des Gründers in nahezu alle Kontinente nach seinem Freiwerden aus Gefängnis und Konzentrationslager; die beginnende Besiedlung der benachbarten „Berge“, der Rheinhöhen, über dem im Tal gelegenen Zentrum des Gnadenortes mit Urheiligtum, „Ur-Schulungsheim“ und der von Limburg an der Lahn nach Vallendar verlegten philosophisch-theologischen Hochschule der Pallottiner.

Nicht zuletzt gehört in diesen Kontext die beginnende Vollenfaltung von zwei Spezialgruppierungen der Marienschwestern – zunächst gedacht als pars pro toto der Gesamtbewegung: die Formierung der „wandernden“ Bewegungsschwestern zur späteren „Dynamischen Provinz“ und der sog. Anbetungsschwestern als kontempla-

tiver Zweig und Garant der Ausrichtung „Schönstatts“ auf die „ewige Stadt“, das himmlische Sion, als Inbegriff aller Wege der Geschichte und allen apostolischen Engagements der Bewegung.

Beide Gruppierungen gehen schon auf die Zwischenkriegszeit zurück, sind aber gerade in ihrer speziellen Ausrichtung letztlich voll nur im Rahmen des skizzierten Universalismus zu verstehen; als pars pro toto insofern - als die später gegründete Gemeinschaft der Schönstatt-Patres in ihrer Gesamtheit für die apostolische Dynamik der Bewegung als solche zur Verfügung steht und ebenfalls der Struktur nach einen kontemplativen Zweig haben soll und diesen aufzubauen seit ihrer Gründung bemüht war.

Blickt man auf die Entwicklung der unterschiedlichen Zweige der Gesamtbewegung, ist – wie durchweg bei vielgliedrigen Lebensgebilden der Fall - zu konstatieren, dass diese sehr unterschiedlich verlaufen ist. Sowohl die sog. Anbetungsprovinz der Marienschwestern wie die – erheblich kleinere - Anbetungsgemeinschaft der Patres nahmen über Jahre, bzw. Jahrzehnte, einen verheißungsvollen Beginn und Verlauf in der Ausprägung ihres Gebetsdienstes. Dies zeigte sich unter anderem darin, dass beide Kommunitäten ihre recht unterschiedlichen lokalen Zentren für die Feier der Liturgie und das gemeinschaftliche Leben errichten konnten: die kontemplative Provinz der Schwestern in unmittelbarer Nachbarschaft zur Dreifaltigkeitskirche auf Berg Schönstatt; ihre eigene Hauskapelle – von Vielen zu den besonders gelungenen sakralen Räumen des an Kapellen nicht gerade armen Ursprungsort Schönstatts gerechnet. Die Anbetungsgruppe der Schönstatt-Patres konnte bereits wenige Jahre nach der Besiedlung des Berges Sion ihr Haus in der Mitte des Zentrums der pars motrix et centralis errichten - gedacht für ca. zehn „Mönche“, samt einem kleinen Gästetrakt.

Fast wichtiger noch als die räumliche Präsenz: die offenkundig gegebene Resonanz, ja Sympathie, welche beide Kommunitäten fanden und finden im Raum der Schönstatt-Bewegung und darüber hinaus, die sich besonders in der Teilnahme an Gottesdiensten und Mitteilung von Gebetsanliegen dokumentierte.

In der Zwischenzeit zeigt sich indessen, dass beide Gebetszweige sich - in unterschiedlichem Maße - keineswegs in einem zahlen- und kräftemäßigen Aufschwung, sondern eher in einem konstatierbaren Rückgang befinden. – Die Gründungsgruppe der Anbetungspatres rechnet eher nicht mit der Fortsetzung ihres spezifischen Dienstes durch eine jüngere Generation; die Schar der Schwestern hat schon länger damit begonnen, u.a. die Stundenzahl der „ewigen Anbetung“ zu reduzieren.

Die Gründe für den zu beobachtenden Rückgang mögen vielfältiger Art sein und können, abgesehen vom Wenigerwerden kirchlichen Lebens überhaupt, von außen kaum festgestellt werden. Von der Gesamtentwicklung der Schönstatt-Bewegung mag sich die Frage nahelegen, inwieweit die weltweit aufgebrochene, weithin „charismatisch“ geprägte Gebetsströmung für die Gründung P. Kentenichs zeitlich zusammenfiel mit einer relativ lange dauernden ersten Phase der Nachgründerzeit und einer zunächst mal reflexiven „Sicherung“ des Eigenen vor der Auseinandersetzung mit „Neuem“ und „Anderem“.

Dies mag dazu beigetragen haben, dass ausgerechnet ein weltweit wirksamer und nachhaltiger Trend der Sehnsucht nach Einholung urchristlichen Gebetsgeistes und meditativer Vertiefung an den „Kontaktstellen“ Schönstatts nach dieser Richtung zunächst einmal weitgehend vorbeiging.

Wie immer sich der Rückgang der Anbetungsgemeinschaften im Einzelnen gestalten wird: er sollte, ja müsste die gesamte Gründung P. Kentenichs – neben manch anderem selbstverständlich – übers Alltägliche hinaus nachdenklich machen und in den Überlegungen zu „Neugründung“ keine untergeordnete Rolle spielen. Und zwar deswegen, weil sich der Universalismus Schönstatts gerade am Phänomen seiner kontemplativen Gemeinschaften besonders deutlich zeigt und nicht nur dies. Bis zu einem gewissen Grad mag es berechtigt sein anzunehmen, dass er nicht zuletzt durch sie im inneren Gleichgewicht gehalten wird.

Das Konzept von „Anbetung“ in der Sicht P. Kentenichs

„Anbetungsschwestern“ und –„Patres“ - das sind für den Gründer der Schönstatt-Bewegung nicht nur „Leute“, die besonders und mehr als andere „viel“ beten, sondern Menschen, welche einer Berufung zum inneren Leben haupt-„amtlich“ nachgehen. Dass sich dies auch dem Namen nach an „Anbetung“ festgemacht hat, hat einen doppelten Grund: bei den Schwestern spielte von Anfang an die eucharistische Anbetung eine zentrale Rolle, ihre mit dem (Ur-)Heiligtum verbundene „Ehrenwache“ angesichts der Präsenz Christi und Mariens an „heiliger Stätte“.

Insgesamt aber deutet die Namengebung (oder Namenentwicklung!) darauf hin, dass es gerade um „Anbetung“ aller Gegenwartsweisen Gottes geht: der Anbetung seines Willens –in Fügung und Führung; seiner Gegenwart in Wort und Sakrament; gilt also dem Gott des Lebens und der Altäre, dem Gott der Schöpfung und dem Gott, der im Herzen des Menschen wohnen will. Erst die Achtsam-

keit auf alle „Orte“ der Gegenwart Gottes bewirkt auf Dauer, dass das Gespür für seine Präsenz, etwa auf der „Suche“ nach „Spuren“ seines Wirkens, existentiell „zündet“. Bereits hier zeigt sich, dass die Schwerpunkte der Spiritualität Schönstatts – in Vorsehungsglaube und „Bündnis“ - eine kontemplative Seite haben und ohne diese nicht „funktionieren“.

Für die hauptberuflichen „Anbeter“ geht es freilich dabei vor allem um eine spezifische Lebensform. Ein Grundlagenpapier der Anbetungspatres umschreibt sie mit: „monastisch-kontemplative Ausrichtung“. Deren Kernelemente: eine größere Abgeschlossenheit von der Welt und Abgeschlossenheit gegenüber dem Weltgeist; engeres, familienhaftes Gemeinschaftsleben (*vita communis perfecta*, geprägt durch eine *stabilitas loci et personae*) und die damit ermöglichte „gemeinsame Pflege des religiösen Lebens und der Innerlichkeit“. Dazu gehörten namentlich: weitgehendes Stillschweigen und ein festgelegter Rhythmus von Gebet und Arbeit. Eine Lebensform, welche insgesamt ihren Ausgangs-, Mittel- und Zielpunkt im Kreisen um die Liturgie sieht, in der Feier der Eucharistie und des Stundengebets.

In einer Stellungnahme Pater Kentenichs aus dem Jahre 1955 (an Pfr. Fritz Ernst) heißt es, das Anbetungsinstitut der Schwestern „sollte nach Möglichkeit benediktinische Lebensform mit origineller schönstättischer Prägung verkörpern“. Er, P. Kentenich, hätte gerne „alles, was sich im Laufe der Jahrhunderte ...bewährt hat, in die Familie aufgenommen“ (Weihnachtstagung 1967, 136f).

Zur schönstättischen Prägung rechnet der Gründer selbstverständlich eine hochgradige Bindung an Person und Sendung Mariens im Sinne einer marianischen Modalität des religiösen Lebens, das Leben aus dem „Schönstatt-Geheimnis“, bzw. eine Verbindung mit dem Heiligtum, sowie das Streben nach dem „Ideal des neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“ – „geistbeseelt und idealgebunden“; ohne Gelübde, aber dem Streben nach Vollkommenheit verpflichtet. Schließlich gehört zur schönstättischen Prägung ebenfalls eine positive Sicht der Schöpfungsordnung im Sinne einer Theologie und Psychologie der Zweitursachen und das Mittragen der universellen apostolischen Sendung Gesamt-Schönstatts zur „Heimholung der Welt durch Christus im Heiligen Geist zum Vater“.

Der Stellenwert der „Anbetung“(-sgemeinschaften) im Rahmen der Zielsetzungen der Schönstatt-Bewegung wird besonders deutlich im Bestreben des Gründers, „alles Bewährte (in Kirche und Kultur, LP) im Laufe der Jahrhunderte in die „Familie“ aufzunehmen. In diesem Sinne ist von benediktinischer Lebensform die Rede.

Selbstverständlich im Blick auf das beschauliche Leben – in Gemeinschaft. Ein Hinweis z.B. auf den „Karmel“ hätte deswegen einen anderen Typ von „Anbetung“ ergeben. Entsprechend der Blick auf andere kontemplative Traditionen in der Kirche! (Dass P. Kentenich auch das Einsiedlerwesen im Blick hatte und in seiner Bewegung ebenfalls neu beheimaten wollte, widerspricht dem nicht!).

P. Kentenich schaut in dem genannten Sinne insgesamt nicht nur auf das, was durch die benediktinische Tradition der Kirche geschenkt wurde, sondern blickt auf das Erbe der klassischen Gründungen überhaupt. Er charakterisiert dabei sowohl die jeweilige spirituelle Grundhaltung - ebenfalls – des Ignatianischen, Franziskanischen, Dominikanischen und Salesianischen – wie auch verschiedene „Wahrheitsformen“, die sich in den großen Ordensfamilien mit der Zeit ausgeprägt haben.

Dabei leitet ihn offensichtlich ein doppeltes Interesse: zum einen, dass er die genannten Grundmentalitäten als Gesamtheit in seiner „Bewegung“ angesiedelt wissen möchte – in der Überzeugung, dass ohne die Pluralität der genannten Lebens- und Wahrheitsformen Schönstatt seiner universellen Sendung auf die Dauer nicht nachkommen kann. Zum anderen wird die Überzeugung transparent, dass die Kirche ebenso ihrer Lebens- und Wahrheitssendung in dieser Umbruchszeit nicht entsprechen kann – ohne eine „Akutfassung“ und ein Miteinander der verschiedenen „Ordensphilosophien“. Es würde hier zu weit führen, seine Typologien im Einzelnen Revue passieren zu lassen. Hinzugefügt sei lediglich, dass für ihn im Blick auf die (Landes-)„Zentralen“ der Bewegung offensichtlich die jesuitische „Lebensphilosophie“ ein gewisses Paradigma darstellen dürfte. Für eine schönstättische „Hochschule“ - eine Alternative von dominikanischer oder jesuitischer Prägung (oder deren Ergänzung?) denkbar scheint – jedenfalls wenn es um die theologisch-pastorale Ausbildung von Seelsorgspersonal - auch für die „Bewegung“ – geht, das typisch Schönstättische und zeitgemäß Aktuelle immer hinzugedacht. Für jedwede akademische Bildung schien ihm die Verbindung von „Hochschule“ und „Anbetung“, von Wissen und Weisheit, entscheidend!

Wozu dieser relativ weit ausgreifende „Ritt durchs Gelände“? Ich denke, er soll verdeutlichen: man kann in dem universal angelegten Entwurf Pater Kentenichs für seine Gründung keinen wichtigen Pfeiler oder Zweig herausbrechen oder verkümmern lassen. Und für ihn hat die „Anbetung“ im Blick auf Schönstatt als Apostolische Bewegung in gewisser Weise eine unersetzliche Funktion: im Sinne einer ausstrahlenden Hochburg von Innerlichkeit, von liturgischem Stil, „idealem“ religiösen Gemeinschaftsleben; geschichtsüberdauernder

Stabilität (Ortsgebundenheit!), von johanneischem „Bleiben“ in der Liebe und im originellem Liebesbündnis.

Gewinn im Verlust?

Gerade angesichts des gleichwohl nicht zu leugnenden Rückgangs der Anbetungsgemeinschaften stellt sich die Frage, wie es trotzdem und ohne diese zunächst einmal in ihrer Hochform ausgeprägten Formationen weitergeht.

Eine Folgerung wird im Blick auf das Gesamtkonzept des Gründers nicht zu umgehen sein: ein „Adler“ mit gelichtetem Gefieder, dem wesentliche Schwung- und Steuerungsfedern abhanden kommen, wird den Universalismus Schönstatts nicht ganz „abfliegen“ und durchmessen, d.h. ihm auf die Dauer nicht voll gerecht werden können!

Um so wichtiger: dass der Gesamt-Bewegung Strömungen und Charismen geschenkt werden, in denen die kontemplative Seite ihrer Spiritualität zum Ausdruck kommt und den gesamten Organismus mitprägt. Das kann auf vielfältige Weise geschehen und dafür scheint es auch faktische Anzeichen zu geben .

Etwa, dass meditative Gebetsformen gesucht und gestaltet werden (vgl. z.B. „Eine Stunde vor dem Herrn“ – monatlich angeboten in der Dreifaltigkeitskirche auf Berg Schönstatt – verantwortlich: Schönstatt-Wallfahrt); dass „kontemplative Exerzitien“ seit einer Reihe von Jahren durchgeführt und in Anspruch genommen werden (vgl. die Rezeption der Jalics-Schule als eigenem Exerzitien-Typus - Pater M. Thomm); es lohnt sich, gerade auch in der Praxis der „Spurensuche“ auf die wahrnehmbare Tendenz zur Verinnerlichung aufmerksam zu werden (vgl. die Arbeit mit der „Schriftrolle“, in welcher Führungen und Führungen der Vorsehung im Leben von Gemeinden und einzelnen Gruppierungen zur „Anschauung“ kommen und zum betrachtenden Verweilen einladen: „Pastoral am Puls“) und anderes mehr.

Ausdrücklich seien aber auch die „herkömmlichen“ Anbetungskreise in einzelnen Gliederungen und Gemeinschaften genannt, namentlich die „Schönstättische Gebetsgemeinschaft“, welche in großer Treue und gerade auch in bewusster Solidarität mit den Anbetungszweigen der Schwestern und Patres seit Jahrzehnten dazugehören und für Viele eine entscheidende Hilfe zu einem fruchtbaren Gebetsleben in der Alltagswelt darstellen.

Nicht ganz einfach: die Suche nach der Ausprägung einer zeitgemäßen und doch normativ-beispielhaften Liturgie im Raume Schönstatts – ebenfalls für den Gründer eine zentrale Aufgabenstel-

lung der „Anbetungsbranche“. Zwar gibt es zweifellos das fast selbstverständliche Bemühen gerade der Priester-Gemeinschaften, besonders in der Jugend- und Familienpastoral, den TeilnehmerInnen an Treffen eine existentiell fruchtbare Teilnahme an der Liturgie zu ermöglichen, nicht zuletzt auch durch die durchweg große Bereitschaft der „Laien“, sich einzubringen und mitzugestalten, oft mit viel Kreativität.

Und doch wird die Feststellung erlaubt sein, dass Live-Gestaltung Ad-hoc mehr oder weniger in einer gewissen Augenblicksverhaftung verbleibt, unbeschadet einer sich über Jahrzehnte anhaltenden Produktivität an originell- kreativem Liedgut bis hin zur Großgattung „Musical“ (W. Röhrig) - der Brückenschlag zwischen herkömmlicher „Klassik“ in der katholischen Liturgie und heutigem Ausdruck wäre wohl noch zu schlagen! Selbstverständlich eine Aufgabe, die über „Schönstatt“ hinausgeht und ein gesamtkirchliches Desiderat darstellt.

Umso mehr darf registriert werden, dass an zwei der großen Schönstatt-Zentren in Deutschland, am Ort Schönstatt und der Liebfrauenhöhe bei Tübingen, durch das Engagement zweier professioneller Kirchenmusikerinnen (Sr. M. Tabea, Sr. M. Faustina) – auf recht unterschiedliche Weise - sich im musikalischen Bereich nach der Richtung manches tut, was auf der Linie dessen liegt, was P. Kentenich gerade auch mit „Anbetung“ verbindet.

Es liegt auf der Hand, dass alles Genannte, und anderes dazu, nur sehr dankbar registriert werden dürfte, indessen aber in seiner Gesamtheit nach wie vor nach einer gewissen Zentrierung wie den Anbetungsgemeinschaften „ruft“ - ein Ruf, welcher in Zukunft – wo auch immer - eine Antwort finden mag, „wenn Gott (es) segnet“, wie der Gründer im Blick auf Zukunftsaussichten oftmals hinzufügte.

Im Blick auf den gesamten Universalismus wäre an dieser Stelle hinzuzufügen dass es an anderen seiner Fronten ähnlich aussieht: auch die Planungen, die sich mit der Verlegung der Hochschule nach dem Zweiten Weltkrieg von Limburg nach Schönstatt verbanden, haben sich bislang ihrer ursprünglichen Intention nach nicht eigentlich realisieren lassen. Umso wichtiger: der Beitrag eines Josef-Kentenich-Instituts, das in diesem Jahr auf 50 Jahre seiner unverzichtbaren Arbeit zurückblicken kann – erheblich mehr als ein bloßer „Vorläufer“, aber auch noch nicht „alles“, was eine schönstättisch geprägte Universität beizutragen hätte.

Geistige „Neugründung“ Schönstatts – in der Gegenwart, aber im Blick auf eine unverkürzte Zukunftsgestalt: kein leichtes „Geschäft“ - für eine „dritte“, vierte oder x-te Generation!

IGNACIO SERRANO DEL POZO

DEZENTRALISIERUNG UND SUBSIDIARITÄT
VÄTERLICHE FÜHRUNG UND SOLIDARISCHE VERANT-
WORTUNG BEI JOSEF KENTENICH

Der Autor: Dr. Ignacio Serrano del Pozo, Professor für Philosophie an der Universidad Santo Tomás in Viña del Mar (Chile).

Die Absicht dieses Artikels ist es, aus kirchlicher und schönstättischer Perspektive die Dynamik der Gesetze der „Dezentralisierung“ und „Machtentflechtung“, an denen Josef Kentenich die Führungsaktivitäten der Inhaber von Autorität orientiert, in der Auseinandersetzung mit zwei Strukturprinzipien von Organisation zu untersuchen: dem „Solidaritätsprinzip“ und dem „Subsidiaritätsprinzip“. Obwohl einige Experten¹ des Kentenichschen Werkes beide Ideengruppen

¹ Diese Verbindung kann man bei bekannten Dissertationen über das Denken Kentenichs beobachten. Die erste ist die von Mario Romero über die pädagogische Führung und die zweite von Patricio Cruz Viale über die Ekklesiologie. Vgl. ROMERO, M., *La conducción como tarea de la autoridad según José Kentenich: Una comprensión teológica del ejercicio de la autoridad*, Dissertation an der Facultad de Teología de la PUC, Santiago de Chile 1992, 277-278; ROMERO, M., *La conducción como tarea de la autoridad según José Kentenich: Una comprensión teológica del ejercicio de la autoridad*, Dissertation an der Facultad de Teología de la PUC, Santiago de Chile, 1992. 277-278: "Das Handeln der Autorität hat seine Norm in der Art und Weise, wie Gott selbst handelt und wie er sich zum Menschen verhält, wobei er diesen als freie Zweitursache betrachtet. [...] Joseph Kentenich beharrt aus verschiedenen Blickwinkeln darauf und schafft typische Begriffe: Dies gilt zum Beispiel für die Hinweise auf ‚Dezentralisierung‘ oder auf ‚Machtentflechtung‘. Dieser Punkt wird von Joseph Kentenich oft unter dem Thema der Subsidiarität und Solidarität oder, wie er sie nennt, "Solidarismus" und "Subsidiarismus" angesprochen. Er hat ein ausgesprochenes Interesse, sie in direktem Zusammenhang mit der Soziallehre der Kirche und den Texten des Lehramtes zu behandeln.“ Ebenso bei CRUZ VIALE, P., *Dilexit ecclesiam: La ecclesiologia de J. Kentenich entre el Concilio Vaticano I y el Concilio Vaticano II*, Dissertation an der Facoltà di Teologia della Pontificia Università Gregoriana, Roma 2013. 350-351: "Kentenich spricht von Führung, von Kontakt und von Lebensströmungen. Von Beginn seiner Arbeit an war es für ihn von größter Bedeutung, Führung durch Führer auszuüben. Seinem Autoritätsbegriff zufolge muss sie im-

miteinander zu verbinden scheinen, lautet unsere These, dass es wichtig ist wahrzunehmen, dass diese Gesetze und Prinzipien, obwohl sie zu demselben Bereich gehören, sich aus verschiedener Perspektive darauf beziehen. Während die "Dezentralisierung" und die "Machtentflechtung" als Requisiten einer Autorität im Dienst an den Untergebenen *von oben nach unten* gerichtet sind, schreiten die Subsidiarität und die Solidarität als Forderungen für die Gemeinschaft *von unten nach oben* voran. Genauer ausgedrückt: bei der "Dezentralisierung" begegnen wir einem fundamentalen Kriterium der praktischen Ausübung jeder moralischen Autorität, die durch die Verteilung ihrer Macht die untergebenen Instanzen mitverantwortlich macht (Prinzip der väterlichen Delegation). Bei der Subsidiarität und Solidarität dagegen zielt man auf ein politisches Prinzip der Intensivierung der Freiheit und Mitverantwortung von komplexen Organisationen ab (föderatives Prinzip).

Aus einer diachronen Perspektive könnte man sogar sagen, dass der Kantenich der Gründerjahre der *Marianischen Kongregation* die Bedeutung von Machtverteilung und Dezentralisierung als fundamentale Methode der väterlichen Führung zu betonen scheint, während in der nachkonziliaren Zeit und der Rückkehr nach Schönstatt die Vorträge mehr in die Richtung solidarischer Verantwortung der Individuen innerhalb der von ihm gegründeten Gemeinschaften gehen.

Im Folgenden nehmen wir uns vor, diesen Achsenwechsel genauer zu studieren, der von der Akzentuierung des Prinzips der väterlichen Autorität und der Machtentflechtung ausgeht und in der Betonung des Prinzips der Subsidiarität und der Solidarität mündet. Es scheint uns, dass der Kontext der Jahrhundertfeier der Hörder Tagung, die den Beginn des "Apostolischen Bundes Schönstatts" bedeutet, zusammen mit dem neuen von Papst Franziskus geförderten

mer geteilt werden, was zu Dezentralisierung und Machtentflechtung führt und ein Gleichgewicht zwischen Solidarität und Subsidiarität herstellt. Solidarität drückt sich aus in einem Bewusstsein der Totalität, in der Verantwortung für das Gesamtwerk: Jedes Mitglied und jeder Teil muss die Gemeinschaft aufbauen und dabei ‚Kommunismus‘ und ‚extremen Individualismus‘ vermeiden. Subsidiarität bedeutet, denen zu helfen, die sich noch entwickeln, aber immer mit dem Ziel der Autonomie.“ Eine andere, aber nicht identische Kategorie findet sich in folgenden Studien: BRANTZEN, H., FRÖMBGEN, E., Gruppe - ein Weg zur christlichen Glaubenserfahrung?, in GERWING, M., KING, H., Gruppe und Gemeinschaft: Prozeß und Gestalt, Vallendar 1991, 234: "Die Prinzipien der Solidarität und Subsidiarität sind zunächst als Korrektiv für einen überzogenen Autoritäts- und Führungsanspruch in das Konzept Schönstatts eingebaut".

“*Kairos* der Synodalität” eine geeignete Gelegenheit bilden, die Leitungs- und Organisationsprinzipien, die die Schönstatt-Bewegung motivieren, neu zu überdenken.

Autoritätsprinzip und maximale Dezentralisierung

Theoretische Aspekte zu Autorität und Regierungsprinzip

Unter denen, die sich dem Studium des Werkes Josef Kentenichs gewidmet haben, gibt es wenige Zweifel daran, dass die Frage nach der Autorität eins der zentralsten Probleme seines Lebens und seines Denkens war. Soweit wie möglich könnte man behaupten, dass ein zentraler Teil seines Charismas in dem Bemühen besteht, der Katholischen Kirche und der Welt ein korrektes Verständnis und eine korrekte Praxis der Autorität vorzuschlagen. Seine eigene persönliche Erfahrung und die historischen Umstände, unter denen er lebte, scheinen ihm immer wieder, sei es aus Defekt oder aus Exzess, einen permanenten Kontakt mit dem Phänomen der Autorität angeboten zu haben.

In der Tat hat Kentenich sich selbst wie bei kaum einem anderen Thema bemüht, denjenigen verschiedene Spuren in seinen Lehren zu hinterlassen, die ihre Kenntnisse über die Prinzipien und Regierungsstile vertiefen wollen. Wenn man zum Beispiel die Studie über die *Krise der Regierungsformen* befragt, kann man eine mehr oder weniger systematische Beschreibung der fundamentalen Prinzipien der eigentlichen Leitungsaktivität der Autorität finden. Außerdem auch sehr interessante biographische Daten, die sich auf die Form beziehen, mit der der Gründer Schönstatts selbst diese Erziehung auf individuelle und gemeinschaftliche Weise ausgeübt hat.²

Kentenich resümiert sein Leitungs- oder Regierungsprinzip in einer kurzen Formulierung, die sich in der Schönstattwelt in eine mehr oder weniger klassische Formel verwandelt hat: *autoritär im Prinzip, aber demokratisch in der Anwendung*.³ Aus einer negativen Perspektive erscheint diese Sentenz als Gegensatz zu beiden Extre-

² KENTENICH, J., (1961), *Krise um Regierungsformen* in: *Autorität und Freiheit in schöpferischer Spannung*. Bearbeitet von Herta Schlosser, Vallendar 1993, S. 7-142.

³ KENTENICH, J., (1961), *Krise um Regierungsformen*, 11ff. Man kann auch heranziehen: KENTENICH, J., *Das Lebensgeheimnis Schönstatts. I. Teil: Geist und Form*, Vallendar-Schönstatt 1971, S. 32: „Wollen Sie den Radius Ihrer Forschungen erweitern, so versuchen Sie, in unserem Grundgesetz und Organisationsprinzip unser Regierungsgesetz zu entdecken: ‚Autoritär im Prinzip, demokratisch in der Anwendung‘“.

men: zu den Totalitarismen und den Diktaturen der omnipotenten Autorität, die in der Überzeugung handel, die Meinung des Volkes vollständig zu interpretieren, ohne sie in Betracht zu ziehen. Aber auch als Opposition zu den liberalen Demokratien als Erbe der Französischen Revolution, die auf jede Form der Macht oder Hierarchie auf eine Weise reagieren, als ob sie eine wesentliche Gefahr für die individuelle oder gemeinschaftliche Autonomie seien. Positiv und mit den Augen des Glaubens gesehen, versucht dieses Axiom die Erziehungsdynamik der Göttlichen Vorsehung selbst zum Ausdruck zu bringen, die ohne direkt einzugreifen außer in Ausnahmefällen, „die Zügel allezeit unerschütterlich fest in allweiser, allgütiger und allmächtiger Hand hält“⁴ und gleichzeitig um die Initiative der Menschen und die verantwortliche Ausübung der Freiheit besorgt ist.

Auf gewisse Weise versucht Kentenich mit diesem Prinzip, die Spannung zwischen Autorität und Freiheit zu überwinden; aber nicht auf dialektische Weise, als ob die Bejahung des einen das Verschwinden des anderen bedeute, sondern Kentenich setzt mit diesem Prinzip auf eine starke Autorität, weil nur sie in der Lage ist zu garantieren, dass man sich frei ausdrücken und ohne Furcht oder Unsicherheit handeln kann.

Eine andere Form, das Gesagte zu verstehen, besteht in der Bemerkung, dass in diesem Leitungsprinzip das „autoritär im Prinzip“ nicht die Funktion hat, als Kontrapunkt zum Aspekt des „demokratisch in der Anwendung“ zu dienen, sondern man sollte vielmehr sagen, dass diese Termini dasselbe aus verschiedener Perspektive ausdrücken. Denn die demokratische Anwendung bezieht sich in Wirklichkeit auf die Weise, wie diese Leitung ausgeübt wird: in der Absicht, die Freiheit der Individuen und die Initiative von Gruppen zu entwickeln. Nach Kentenich geht es um „eine Autorität, die ihre Macht nicht gebraucht, um der Gefolgschaft das Rückgrat zu brechen, sondern um sie auf den Gipfel wahrer Freiheit emporzuführen“.⁵

Bei dieser Aufgabe ist fundamental, dass die Autorität sich nicht im Vordergrund inszeniert und angibt, was zu tun und zu sagen ist, sondern dass sie vielmehr als ein dynamisierender Pol agiert, der die Entscheidungen und Überlegungen der ihm Anvertrauten respektiert, außer wenn die entscheidenden Prinzipien in Frage gestellt sind.

Um das bisher Gesagte zu vertiefen, erweist es sich als hilfreich zu untersuchen, in welcher Form Kentenich seine Autorität in den

⁴ KENTENICH, J., (1961), Krise um Regierungsformen, 9.

⁵ KENTENICH, J., (1961), Krise um Regierungsformen, 66.

Gründerjahren ausgeübt hat. Diese Beobachtung ist in der Tat eine ausdrückliche Bitte des Gründers an diejenigen, die die Art und Weise begreifen wollen, wie Schönstatt die praktische Anwendung der autoritativen Erziehung versteht.

Biographische Überlegungen über den Erziehungsstil im Gründungsprozess

Die erste Leitungsaufgabe Josef Kentenichs bestand bekanntlich in der Aufgabe des Spirituals einer Gruppe von Seminaristen der Pallottiner, die soeben in das neue Studienheim in Schönstatt eingezogen waren. In einer Atmosphäre des Misstrauens, der Anwendung strikter Normen und der Resistenz der Studenten wagte es ein charismatischer junger Priester, einen Erziehungsstil zu schaffen, der auf der Freiheit und der persönlichen Verantwortung basierte. Diese Pädagogik begann nicht damit, das jugendliche Selbständigkeitsstreben, das in jenen Jahren als eine ernste Gefahr für das rechte Funktionieren der Erziehungsprozesse gesehen wurde, zu ersticken oder auszulöschen, sondern seine Absicht war ganz im Gegenteil, dieses Streben umzuleiten, um die Aufgabe der Selbsterziehung zu bekräftigen. Diesbezüglich ist das Programm, das der spirituelle Leiter 1912 den Studenten vorschlug, sehr bekannt: „*Wir wollen lernen, uns unter dem Schutze Mariens selbst zu erziehen zu festen, freien, priesterlichen Charakteren*“.⁶ In dieser berühmten Sentenz ist die Selbsterziehung zuinnigst an die Autonomie gebunden, denn das Lernen, *sich selbst zu erziehen*, war mit dem Ziel einer *Erziehung von festen und freien Charakteren* verbunden.

Die pädagogische Genialität der Gründungszeit erschöpfte sich jedoch nicht nur in diesen Leitgedanken, denn der Gründer schlug zugleich eine Organisation als privilegiertes erzieherisches Medium vor. Wie wir wissen, handelt es sich um den Missionsverein, der sich später in die Marianische Kongregation verwandelte. In diesem Gemeinschaftsraum, der zugleich ein eingeschränkter Raum für Verantwortung war, sollten die Studenten in der Ausübung der Freiheit reifen.

Nun wäre es ein Irrtum zu glauben, dass die Leitungsautorität in diesem Raum der individuellen und gemeinschaftlichen Selbständigkeit verschwunden wäre. Sie war ein fundamentaler Teil dieses Prozesses der inneren Freiheit. Denn die Verantwortungen, die die Studenten auf sich nahmen, waren genau diejenigen, die ihnen der

⁶ KENTENICH, J., (1912), Das Programm des neuen Spirituals, in: KASTNER, FERDINAND (Hrsg.), *Unter dem Schutze Mariens*, Paderborn 1939, 23.

Spiritual selbst zugewiesen hatte. Kentenich beschreibt fast fünfzig Jahre später im zweiten Teil der Studie des Jahres 1961 die Ereignisse wie folgt:

„Die autoritative Linie [...] kommt dadurch recht deutlich zum Ausdruck, dass der Spiritual - wie klar ersichtlich ist - in allen Lagen der Entwicklung die Zügel fest in der Hand hielt, dass er die individuelle und Gemeinschaftsseele unauffällig sorgsam aufeinander abstimme; dass er es war, der nach allen Richtungen die Initiative der Mitbeteiligten weckte und den geistigen Kampf leitete. Er war es auch, der die geistig-seelischen Anknüpfungspunkte in Individuum und Gemeinschaft sorgsam aufdeckte und signalisiert, er war es, der zu ihrer weiteren Entwicklung und zu ihrer individuellen und gemeinsamen Verknüpfung zu greifbaren Nahzielen Wege wies, bis die Gemeinschaftsseele soweit entwickelt und geeint war, dass durch gemeinsame Abstimmung der Satzungsentwurf verabschiedet werden konnte. Dabei wurde allezeit auf die freie Entscheidungsfähigkeit der Gemeinschaft sorgfältigst Rücksicht genommen. Wo das Resultat der Abstimmung dem abgewogenen und klar geschauten Leitbild des Spirituals nicht entsprach, tritt seine Autorität, die an weiterer Umstimmung der öffentlichen Meinung durch die Verhältnisse verhindert war, unmittelbar in Kraft.“⁷

Das Bild der Zügel in den Händen, das vorher die Göttliche Vorsehung beschrieben hatte, erscheint in diesem Augenblick wieder, um die starke Leitungsfunktion des Spirituals zu repräsentieren. Aber diese Zügel hatten auch nicht die Absicht, sich in Bremsen für die Untergebenen zu verwandeln, sondern waren ganz im Gegenteil der Ansporn, der die Initiative und die Reflektion unter den Studenten förderte. Man darf nicht vergessen, dass die Kongreganisten in diesem Moment völlig die Fähigkeit zur selbständigen Organisation oder freien Diskussion verloren hätten, wenn sie nicht mit dieser Machtzuweisung von Seiten des Pater Spirituals hätten rechnen können. In diesem Sinne kann man zurecht sagen, dass nur mehr Autorität auch mehr Freiheit ermöglicht hat.

Die kommentierte Idee wurde ausdrücklich in derselben Chronik der Kongregation dieser Zeit vermerkt: *„Wir wollten zwecks freier Selbstbestimmung und Selbstbetätigung mehr Dezentralisierung. Umso stärker musste darum auch die Zentralisation werden.“*⁸

⁷ KENTENICH, J., (1961), Krise um Regierungsformen, 99f.

⁸ Vgl. KENTENICH, J., (1961), Krise um Regierungsformen, 104.

Begrenzung der väterlichen Autorität

Wer dächte, dass das starke Autoritätsprinzip für Kentenich so etwas wie ein Unfehlbarkeitsprinzip oder einen autoritären Absolutismus bedeuten würde, irrt sich. Zunächst ist die Autorität, die entwickelt werden soll, eine moralische oder vitale, denn in dem Maße, wie diese gefordert wird, sollte die organisatorisch-juristische Macht eingeschränkt werden. Hier ergibt sich eine umgekehrte Proportionalität: je weniger äußerliche Autorität man besitzt, desto mehr Akzentuierung der vitalen Autorität braucht man. Auf gewisse Weise könnte man Folgendes sagen: während die vitale Autorität sich durch ihre Abwesenheit präsent macht, indem sie sich als entbehrlich erweist, verlangt die organisatorisch-juristische Autorität dagegen ihre Präsenz, um funktionieren zu können.

Ebenso interessant wie die vorherige erweist sich auch die Begrenzung, die Josef Kentenich der Autorität an sich oder im absoluten Sinn aufzwingt. Seine große Erfahrung und der Kontakt mit der Wirklichkeit verbieten ihm eine romantische oder naive Sicht der Autorität. Um sich auf diese Begrenzung zu beziehen, greift unser Autor auf die Erfahrung mit der Schwester Oberin der Gemeinschaft der Marienschwestern zurück.

Auch wenn es unmöglich ist, die ganze Geschichte zu erzählen, muss man wissen, dass das Generalkapitel des Institutes der Marienschwestern in den fünfziger Jahren die Statuten bezüglich ihrer höchsten Autorität geändert hat. Und zwar wurde die Regierungszeit der Generaloberin, bis dahin auf Lebenszeit gewählt, auf zwölf Jahre begrenzt. Um diese Änderung zu begründen, greift Kentenich auf drei Orientierungsprinzipien zurück⁹: das Prinzip der Machtentflechtung, das Gesetz des ungelebten Lebens und das Prinzip des Werkzeugscharakters.

Das „Prinzip der Machtentflechtung“ bezieht sich auf den delegativen Charakter der Autorität; aber auch in demselben Maße auf die Notwendigkeit, die Macht für eine gegenseitige Regulierung zu teilen. In diesem Sinne kann dieses Prinzip als Kontrollmechanismus für die Schäden oder für die Verminderung der Konsequenzen einer schlechten Verwaltung oder von Machtmissbräuchen dienen, obwohl es sich nicht nur auf diesen negativen Aspekt beschränkt.

Das „Gesetz des ungelebten Lebens“ spielt auf die Wichtigkeit der Erneuerung der Autorität als Mittel an, um das Andauern von eindimensionalen oder personalistischen Leitungsformen zu vermei-

⁹ Vgl. KENTENICH, J., (1967), Vorträge der Weihnachtstagung, *Propheta locutus est. XIX. Sonderband, zweite verbesserte Auflage*, Vallendar 2005, 71-72.

den. Die Wahl einer neuen Autorität öffnet immer die Möglichkeit, dass neues Leben gelebt wird, das heißt, das Aufkommen bisher verschwiegener Manifestationen oder die Förderung von unbekannt gebliebenen Initiativen. Das ist besonders relevant, wenn das Leben durch Kontakte wächst, denn ohne es zu wollen tendiert jede Autorität dazu, einen bestimmten persönlichen Stil vorzuziehen.

Mit dem „Prinzip des Werkzeugscharakters“ will man schließlich den Stellvertretungscharakter desjenigen, der die Macht innehat, betonen. Die Autorität hat weder einen Zweck in sich selbst noch ist sie die letzte Etappe im Fortschreiten von weniger zu mehr Wichtigkeit, sondern ist ein Dienst an den Individuen und an der Gemeinschaft, die mir anvertraut sind. Außerdem resümiert der von Jesus vor Pilatus ausgesprochene Satz: „Du hättest keine Autorität, wenn sie dir nicht von oben gegeben worden wäre“, den theologischen Hintergrund der Autorität im Sinne Kentenichs.

Nichts von dem, was bisher gesagt wurde, hat seine Gültigkeit verloren, denn das Kentenichsche Leitungsprinzip „autoritär im Prinzip, aber demokratisch in der Anwendung“ richtet sich als starker Leuchtturm auf, der fähig ist, eine Serie von Bereichen zu beleuchten, angefangen vom politischen über den organisatorischen bis zum erzieherischen und familiären. Dennoch scheint es opportun, diese ersten Überlegungen mit der Reflexion des Gründers Schönstatts zu konfrontieren, die er in den letzten Lebensjahren über das Prinzip der Subsidiarität und die Mitverantwortung gemacht hat. Ausgehend vom Hintergrund der sozialen und kirchlichen Autoritätskrise, die Ende der sechziger Jahre die Welt erschütterte, stellt Kentenich wichtige Überlegungen über die Rolle an, die den Individuen bei der Belebung und Leitung der Gemeinschaften zukommt.

Das Subsidiaritätsprinzip und die Betonung der Mitverantwortung

Autoritätsverlust als Epochenzeichen

Im dritten Band von *Josef Kentenich, Ein Durchblick in Texten* trifft Herbert King eine interessante und auf den ersten Blick überraschende Auswahl. Er lässt die der Autorität und dem Leitungsprinzip gewidmeten Texte unmittelbar den Kapiteln folgen, die *Die Neue Gemeinschaft unter dem Gesichtspunkt der Eigenständigkeit des Individuums und seiner Verantwortung* behandeln. Diese wohlüberlegte Wahl beabsichtigt, beide Themen miteinander zu verbinden und auf dem Achsenwechsel zu bestehen, der sich im Denken des Gründers Schönstatts nach der Rückkehr aus dem Exil vollzogen

hat. In seinen letzten Jahren appelliert Kentenich nicht so sehr an den Gehorsam der Autorität gegenüber, die in eine Krise geraten war, sondern vielmehr an die eigenständige Verantwortung, die den Individuen zusteht.

Wir wissen nicht genau, welche Zeitenstimmen auf diese neue Einstellung Einfluss ausübten. Aber zweifelslos sind in den Exilsjahren in Milwaukee seine Erfahrungen mit dem Gehorsam der Autorität des Heiligen Offiziums gegenüber, sowie die Bedeutung, die die vertikale Dimension des Volkes Gottes auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil erhält, als auch in der nachkonziliaren Zeit die Konflikte der Religionsgemeinschaften mit der Autorität und die revolutionären Strömungen des französischen Mai, die unser Autor noch wahrnimmt, Ereignisse, die eine neue Sensibilität und Mentalität prägen. Ein von Kentenich am Festtag des Hl. Joseph, dem 19. März 1968, gehaltenen Vortrag ist diesbezüglich sehr eloquent:

„Es geht also hier - fast möchten wir sagen - um eine gewisse Entmystifizierung der amtlichen Autorität. [...] Und was steht heute stärker im Vordergrund, im Vordergrund des Wandels der Gesellschaftsordnung, auch der Kirchenordnung? [...] Das ist das einzelne Glied und die einzelnen Gliederungen. Die autoritäre Einstellung der Kirche hat sich heute stark gewandelt hin zu einer stärkeren demokratischen Grundeinstellung, von der Paternitas - also von der Väterlichkeit - zu einer gewissen Brüderlichkeit. Ein Nebeneinander. Das Individuum steht heute stark im Vordergrund. Das ist die Wandlung der Gesellschaftsordnung. Und mit der Wandlung der Gesellschaftsordnung muß sich naturgemäß nun auch wandeln und ändern die Dienstwilligkeit. [...]

Worauf liegt der Akzent? Mitverantwortlich! Und zwar so eigen- und einzigartig mitverantwortlich, daß man bis zu einem gewissen Grade sprechen kann - ich komme nachher darauf noch einmal ausführlicher zu sprechen - von einem Funktionsschwund der amtlichen Autorität.“¹⁰

Am Ende werden wir auf diese Worte zurückkommen. Jetzt ist wichtig aufzuzeigen, dass Kentenich in diesem Kontext eine dreifache Herausforderung an diejenigen wahrnimmt, der die Macht innehat: Funktionsschwund der Autorität, Funktionsverlagerung der Autorität und schließlich Funktionsüberforderung der Autorität.

Das Besondere ist dabei, dass Pater Kentenich diese Haltung nicht als eine Art weltlicher Häresie gegen die Autoritätsfigur ab-

¹⁰ Vgl. KENTENICH, J., (1968), Predigt zum Josefsfest in der Anbetungskirche, in: *Propheta locutus est. Vorträge und Ansprachen von Pater J. Kentenich aus seinen drei letzten Lebensjahren*. Band XVI, Berg Sion 2000, 212f.

lehnt, wie es in den vierziger und Anfang der fünfziger Jahre hätte geschehen können, in denen das Vaterprinzip und das Bild Gottes selbst auf dem Spiel stand. In den sechziger Jahren akzeptiert er gern diesen Wandel als eine Gelegenheit, die Mitverantwortung der Individuen und der Gemeinschaften zu fördern.

Diese Mitverantwortung kann vom Prinzip der „demokratischen Anwendung“ her verstanden werden, denn sie schließt die Förderung der Teilnahme an den Überlegungen und Entscheidungen der Gemeinschaft mit ein. Wenn wir an die Wurzel des Problems gehen, entspricht nach Kentenich diese neue Haltung oder Betonung, die die Autorität reduziert und verschiebt, um die solidarische Verantwortlichkeit auf die Individuen zu verlagern, dennoch einer Stimme Gottes, die einen Modell- oder Paradigmenwechsel bedeutet. Dabei geht es weniger darum, die Macht *von oben nach unten* zu delegieren als sie von *unten nach oben* zu übernehmen. Um nun das bisher Gesagte zu vertiefen, stoßen wir auf zwei neue Prinzipien: das der „Subsidiarität“ und das der „Solidarität“.

Das Prinzip der Subsidiarität und der *Solidarismus* aus einer katholischen Perspektive

Bevor wir untersuchen, was Josef Kentenich unter Subsidiarität und Solidarismus versteht, ist es wichtig kurz darzulegen, wie diese Konzepte vor den Diskussionen des Zweiten Vatikanischen Konzils innerhalb des Magisteriums der Katholischen Kirche verstanden wurden, denn das ist der Kontext, in dem diese Kategorien vom Gründer Schönstatts rezipiert wurden.

Das Prinzip der Subsidiarität bezieht sich auf die normativen Kriterien, die die Struktur und Dynamik der hierarchisch organisierten Gesellschaften bestimmen sollen. Danach soll ein größeres Gemeinwesen nicht machen, was ein kleineres Gemeinwesen machen kann, und das größere soll nur dann eingreifen, wenn das kleinere alleine nicht dazu in der Lage ist. Auch wenn dieses Prinzip der „Seinsordnung“ der traditionellen Gesellschaft entspricht, ist dennoch wahr, dass es in unserer Zeit angesichts des Einschreitens des modernen Staates¹¹ stärker in Erscheinung tritt, denn es stellt die

¹¹ Vgl. KAUFFMANN, F.X., „El principio de subsidiariedad desde el punto de vista de un sociólogo de las organizaciones“ en *Naturaleza y futuro de las conferencias episcopales: Actas del Coloquio Internacional de Salamanca*, 1988, pp. 342-344: „Das Prinzip der Subsidiarität ist das Ergebnis einer Synthese der Kategorien des organischen Denkens (scholastisches Erbe) und der Theorie des liberalen Staates (modernes Denken)“.

Regierenden vor die Aufgabe, die Macht auf eine Weise auszuüben, die die kleineren Gemeinwesen und die Untergebenen respektiert und nicht ihre Initiativen ersetzt, sondern nur auf ergänzende Weise handelt, indem sie nur das macht, was ihr vom Gesetz her zusteht.

Die charakteristischste Formulierung findet man in der Enzyklika *Quadragesimo Anno* von 1931. Diese Sozialnorm will nicht als eine Erfindung Pius XI. erscheinen, sondern der römische Papst beabsichtigt nur die Erklärung einer Wirklichkeit im Ausgang von einer metaphysischen Vision der Gesellschaft, die allgemeines Erbe des Naturrechts ist:

„Wenn es nämlich auch zutrifft, was ja die Geschichte deutlich bestätigt, dass unter den veränderten Verhältnissen manche Aufgaben, die früher leicht von kleineren Gemeinwesen geleistet wurden, nur mehr von großen bewältigt werden können, so muß doch allzeit unverrückbar jener höchst gewichtige sozialphilosophische Grundsatz fest gehalten werden, an dem nicht zu rütteln noch zu deuteln ist: wie dasjenige, was der Einzelmensch aus eigener Initiative und mit seinen eigenen Kräften leisten kann, ihm nicht entzogen und der Gesellschaftstätigkeit zugewiesen werden darf, so verstößt es gegen die Gerechtigkeit, das, was die kleineren und untergeordneten Gemeinwesen leisten und zum guten Ende führen können, für die weitere und übergeordnete Gemeinschaft in Anspruch zu nehmen; zugleich ist es überaus nachteilig und verwirrt die ganze Gesellschaftsordnung. Jedwede Gesellschaftstätigkeit ist ja ihrem Wesen und Begriff nach subsidiär; sie soll die Glieder des Sozialkörpers unterstützen, darf sie aber niemals zerschlagen oder aufsaugen.

Angelegenheiten von untergeordneter Bedeutung, die nur zur Abhaltung von wichtigeren Aufgaben führen müßten, soll die Staatsgewalt also den kleineren Gemeinwesen überlassen. Sie selbst steht dadurch nur um so freier, stärker und schlagfertiger da für diejenigen Aufgaben, die in ihre ausschließliche Zuständigkeit fallen, weil sie allein ihnen gewachsen ist: durch Leitung, Überwachung, Nachdruck und Zügelung, je nach Umständen und Erfordernis. Darum mögen die staatlichen Machthaber sich überzeugt halten: je besser durch strenge Beobachtung des Prinzips der Subsidiarität die Stufenordnung der verschiedenen Vergesellschaftungen innegehalten wird, um so stärker stehen gesellschaftliche Autorität und gesellschaftliche Wirkkraft da, umso besser und glücklicher ist es auch um den Staat bestellt.“¹²

Wie aus den Worten des Papstes hervorgeht, handelt es sich außerdem um ein Prinzip der Gerechtigkeit und nicht der Effektivität. Das ist wichtig, wenn man dieses Prinzip in einem Anwendungsbe-

¹² Pius XI., Enzyklika „*Quadragesimo anno*“, 1931, Nr. 79-80.

reich wie Familie und Erziehung gebrauchen will. Der Familie und dem zu Erziehenden stehen gewisse Bereiche zu, nicht weil diese sie besser machen, sondern weil es besser ist, dass sie es dank ihrer Befugnis machen.

Abgesehen von dieser Überlegung, ist es dennoch wichtig zu erkennen, dass es sich um ein äußerst relevantes Problem handelt. Wenn man ähnlich inspirierte Texte hinzuzieht, muss man Folgendes zugestehen: mit dem Subsidiaritätsprinzip schlägt man von Seiten der politischen Autorität keine bestimmte Machtverteilung vor, sondern es handelt sich vielmehr um eine positive Berufung auf Kompetenzen.¹³ Ihre Perspektive ist nur auf abgeleitete Weise auf die Autorität ausgerichtet, sie konzentriert sich ganz im Gegenteil auf die Entwicklung der Gesellschaften in ihrem unveräußerlichen Reichtum. Und in diesem Sinne signalisiert sie auf negative Weise, dass der Staat ebenso wie ein großes Gemeinwesen die kleineren Bereiche nicht an sich reißen oder absorbieren dürfen. Später kommen wir bei der Kantenichschen Lektüre der Subsidiarität auf diesen Punkt zurück.

Bezüglich der Bedeutung des Prinzips des „Solidarismus“ sind die Quellen weniger eindeutig. An erster Stelle gibt es den „Solidarismus“ des französischen Politikers Léon Bourgeois, der Anfang des 20. Jahrhunderts die *Gemeinschaft der Nationen* inspirierte. Der Solidarismus bedeutet für diesen Autor die Ausweitung der idealen Brüderlichkeit der Französischen Revolution. Sein Vorschlag begreift sich außerdem als ein politisches Projekt, das in der Lage ist, sich sowohl dem darwinistischen Individualismus, für den die Solidarität nicht existiert, als auch dem revolutionären marxistischen Sozialismus, der für die Abschaffung des Privateigentums kämpft, zu widersetzen.¹⁴ Der Solidarismus ist aber auch eine metaphysische Konzeption der Gesellschaft des deutschen Jesuiten Heinrich Pesch, der die Sozialzyklika *Quadragesimo Anno* stark beeinflusste. In diesem Kontext erscheint der Solidarismus als aristotelische Konzeption der sozialen Menschennatur, aber auch als paulinische Vision des Mystischen Leibes Christi. Nach dieser Lehre ist die Gesellschaft eine komplexe Konstruktion, in der jeder Teil mit dem ande-

¹³ Wir folgern hier der Interpretation Oswald von Nell-Breunings und Anton Rauschers. Vgl. NELL-BREUNING, O., Subsidiarität in der Kirche, *Stimmen der Zeit*, 111 (1986), 147-157; RAUSCHER, A., Das Subsidiaritätsprinzip in der Kirche, *Jahrbuch für Christliche Sozialwissenschaften* 10 (1969), 304.

¹⁴ Vgl. HAYWARD, J.E.S, The Official Social Philosophy of the French Third Republic: Léon Bourgeois and Solidarism, *International Review of Social History*, 6 (1), 1961, 19-48.

ren verbunden ist, denn das Gute und das Böse, das einem Teil widerfährt, kommt dem anderen zugute. Dieser Solidarismus bedeutet praktisch eine klare Konzeption gegenseitiger Abhängigkeit, indem die gegenseitigen Verpflichtungen übernommen werden. Auf diese Weise konkretisiert sich das Prinzip der Solidarität existentiell in dem vernünftigen Vorsatz, in Gesellschaft zu leben. Die Individuen bemühen sich in ihr nicht nur um ihre eigenen familiären und beruflichen Interessen, sondern berücksichtigen auch die legitimen Interessen der anderen, weil ihr Wohlstand auch der Wohlstand des anderen ist.

In diesem Schema, in dem die Gesellschaft als eine große Organisation begriffen wird, in der sowohl das Böse als auch das Gute miteinander geteilt wird, existieren Mitglieder wie die Besitzlosen und Schwachen (Arme und Kranke zum Beispiel), die nicht für sich selbst sorgen können und deshalb auf die Hilfe oder den Beistand der größeren Gemeinwesen oder des Staates selbst, der eine subsidiäre Rolle ausübt, angewiesen sind.¹⁵

Subsidiaritätsprinzip und Solidarismus bei Kentenich

Wie es meistens beim Denken Kentenichs der Fall ist, gibt es keine systematische Untersuchung des Prinzips der Subsidiarität. Unser Autor hat nur einige Ideen darüber geäußert. Was aber klar scheint, ist, dass es sich um ein unverzichtbares Prinzip für das Schönstattwerk handelt. Wenn der Gründer auch dieses Prinzip mit der Aufgabe der Dezentralisierung und der Machtverteilung assoziiert, so erscheint seine Wirkung vielmehr, wenn er die Notwendigkeit unterstreichen will, die verschiedenen kleineren Gemeinwesen zu stärken, denn diese sind nur in dem Maße fähig, sich kreativ zu entwickeln, als man sie eigenständig handeln lässt.

In diesem klar föderativen Modell bezieht sich das Organisationskonzept Schönstatts zunächst auf eine reduzierte Zahl von Mitgliedern, eine kleine Familie, die von einer zentralen, allgegenwärtigen und allmächtigen Autorität abhängt, und dann auf eine Vielzahl von Gemeinschaften.

Was bisher gesagt wurde, heißt nicht das Prinzip der Dezentralisierung zu ignorieren, denn es wird vorausgesetzt. Während jedoch das Formale bei der Dezentralisierung in der Delegation der Macht von *oben nach unten* besteht, wurzelt beim Subsidiaritätsprinzip das Wesentliche in der Förderung der kleineren Gemeinwesen, die wie

¹⁵ Vgl. FRAMBACH, H., *Solidarism as the Center of Economy: The Economics of Heinrich Pesch, On the Economic Significance of the Catholic Social Doctrine: 125 Years of Rerum Novarum*, Springer, 2017, 27-45.

eine Art Organismus zugleich das Ganze vervollkommen, indem sie sich selber in dieser Aktivität vervollkommen. In der Tat braucht das Subsidiaritätsprinzip nicht, dass die Autorität Macht zugesteht oder übergibt, sondern vielmehr, dass die existierende Macht respektiert wird. „*Der Subsidiarismus* - schreibt Kentenich - *kennt einen organischen Aufbau der menschlichen Gesellschaft von unten nach oben.*“¹⁶

Es ist wichtig, dieses Konzept der Subsidiarität in seinen fundamentalen Aspekten festzuhalten, denn wenn es richtig verstanden wird, ist es leicht wahrzunehmen, in welchem Maße dieses Prinzip eines komplementären Prinzips bedarf, um richtig zu operieren. Wenn man den Dynamismus der Individuen innerhalb der Gemeinschaften betonen will, damit man zurecht von einer Machtübernahme von unten sprechen kann, braucht man ein Prinzip der mitverantwortlichen Selbständigkeit. Das ist nun genau das „Prinzip des Solidarismus“.

Gemäß dem Dargelegtem irrt der, der im Solidarismus ausschließlich eine Disposition und Verpflichtung sieht, dem anderen Hilfsbedürftigen beizustehen. Der Solidarismus ist diesbezüglich vielmehr ein Wachsen des Gemeinschaftsbewusstseins und der Verantwortung für das Ganze.

Auch wenn sowohl das „Subsidiaritätsgesetz“ als auch der „Solidarismus“ Normen sind, die Kentenich in den dreißiger Jahren kennenlernt, und in denen man eine klare Sorge um die Probleme der kirchlichen Soziallehre beobachten kann, erscheint uns nun außerordentlich wichtig zu entdecken, dass diese zwei Prinzipien in seinen letzten Jahren mit besonderer Kraft auftauchen.

Die erste Erklärung dafür haben wir oben angeboten: angesichts der Autoritätskrise braucht man eine Stütze von unten, die das eventuelle Machtvakuum füllen kann. Und diese zwei Säulen sind die Subsidiarität und der Solidarismus. Aber zusätzlich muss man sagen, dass die Mehrförmigkeit selbst und die größere Komplexität, die in den Schönstattgemeinschaften Gestalt annimmt, den Gründer dazu führen, die Sichtweise zu ändern. Mit dieser Sichtweise taucht die „Föderativität“ nicht in den Händen einer Autorität auf, die ihre kanonische oder hierarchische Macht hat ausüben können, sondern sie geht aus den Gemeinschaften und deren Mitgliedern hervor, denen es zusteht, ein waches Bewusstsein ihrer autonomen Mitverantwortlichkeit zu entwickeln, wenn sie ihre Sendung auf fruchtbare Weise erfüllen wollen. Das bedeutet natürlich nicht das Verschwinden der führenden Instanzen, aber diese haben ihre allmächtige Autorität verloren. In der Tat leben viele Autoritäten mit verschiedenen

¹⁶ KENTENICH, J., (1961), *Krise um Regierungsformen*, 102.

und begrenzten Funktionen, die sich als Instanzen des Dienstes an der Arbeit kleinerer Gemeinschaften bilden.

Das bisher Gesagte bedeutet natürlich nicht, dass die Prinzipien der Subsidiarität und des Solidarismus als einfache Kriterien oder magische Lösungskategorien für Machtkonflikte dienen. Die Weise, auf der die kompetenten Mitglieder einer Gesellschaft in der Praxis erfahren können, welche von diesen Befugnissen anerkannt werden müssen oder bis wohin sie reichen dürfen, ebnet den Weg zu unvermeidlichen Spannungen, die sich manchmal als fruchtbare und schöpferische Spannungen erweisen können, aber manchmal auch als paralysierende oder schlichtweg zerstörerische Kräfte der Organisationen oder Institutionen, in denen sie sich entwickelt haben. Diesen Punkt zu unterstreichen scheint uns sehr wichtig. Und hervorzuheben, dass nicht mal der Gründer und Vater selbst das Problem gelöst hatte. Wie der Text vom 19. März zeigt, handelt es sich um eine Aufgabe, die gerade wegen der dargestellten Prinzipien uns viel mehr betrifft als ihn:

„Wenn an sich amtliche Autorität praktisch heute mehr und mehr entwertet ist und gar nicht existieren kann ohne Entwertung gegenüber der früheren Bewertung, dann muß der Akzent verschoben werden auf Gliederungen und Glieder. Um was geht es? Wenn eine freie Persönlichkeit volle Verantwortung trägt, was muß sie lernen? Sich frei selber zu entscheiden! [...]

Das mag etwas dauern, bis wir uns umgestellt haben im Denken und Empfinden. (Es) muß aber geschehen, ansonsten können wir unsere Sendung nicht erfüllen. [...]

Bei Entwertung, Funktionsschwund der amtlichen Autorität (wird) Funktion und Erhöhung der Mitverantwortung der einzelnen Gliederungen und der Individuen verlangt. [...]

Das Individuum als solches muß zentralste Verantwortung tragen bis zum äußersten. Wie sich das im einzelnen nun vollzieht, das sind Fragen anderer Art, die wohl mehr und mehr erwogen werden wollen.“¹⁷

¹⁷ Vgl. KENTENICH, J., (1968), Predigt zum Josefsfest in der Anbetungskirche, 214, 216, 217.

BUCHBESPRECHUNGEN

SCHLICKMANN, Dorothea M.: Josef Kentenich. Ein Leben am Rande des Vulkans. Freiburg/Basel/Wien ²2019.

„Baut eure Städte an den Vesuv!“ Die Empfehlung stammt von Friedrich W. Nietzsche aus den *Fröhlichen Wissenschaften*, 4. Buch. Ein gefährlicher Satz! Pater Kentenich griff ihn auf und, so die These der in Pädagogik promovierten Autorin, interpretierte ihn existentiell: aus christlicher Perspektive. Kentenich lebte aus einem unerschütterlichen Gottvertrauen. Im dreifaltigen Gott wusste er sich geborgen und gehalten; von ihm in Anspruch genommen und gesandt; deswegen konnte er es wagen, am Vesuv zu leben „mit allen Gefahren, die ein aktiver, unberechenbarer Vulkan in sich birgt“ (10).

Und tatsächlich: Was hier geschildert wird, ist ein Leben voller Dramatik und Abenteuer, ein Leben, das untrennbar verknüpft ist mit der Sendung, die Kentenich für sich in Kirche und Gesellschaft zu erkennen glaubte. Diese „Sendung“ hat er „sich nicht ausgesucht“. Sie wurde „ihm zugedacht“, eine Sendung, „für die er einen Weg zu bahnen suchte – nicht um geehrt zu werden, erst recht nicht, um es bequem zu haben, sondern weil er sich von Gott beauftragt wusste“ (10).

Die bereits durch mehrere exzellente Bücher zur Frühgeschichte Schönstatts ausgewiesene Verfasserin geht in zehn Kapiteln biographisch orientiert und chronologisch geordnet vor: Sie erzählt das Leben Kentenichs von der Wiege bis zur Bahre.

Bemerkenswert empathisch wird zunächst Kentenichs Herkunft, Kindheit und Schülerzeit in Gymnich und Oberhausen geschildert (11–36). Sodann geht sie intensiv auf seine Noviziatszeit und seine Studienjahre ein, auf seine „Limburger Zeit“. Seine überragende Intelligenz sowie seine sich mitunter bis zum Wahrheitsfanatismus steigende Aufrichtigkeit lassen ihn einsam werden. Und es zeigt sich: Kentenich bewegt sich auf einem gefährlichen Weg, lebt „am Abgrund“ (37–57). Er erkrankt lebensbedrohlich. Dennoch wird er Pallottiner, empfängt die Priesterweihe und kommt als Erzieher in Schönstatt bei Vallendar am Rhein zum Einsatz: zunächst als Latein- und Deutschlehrer, dann als Spiritual für die dort lebenden Internatsschüler.

Kentenich ist „Pädagoge mit Herz und Leidenschaft“ (58–84). Er selbst hatte seine in der Zeit der Krise erkaltete, aber nicht aufgegebene Liebe zur Gottesmutter wiederentdeckt. An einem Tag, der äußerlich „wie je-

der andere“ erschien, am 18. Oktober 1914, wenige Wochen nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs (28. Juli 1914), gründete er „Schönstatt“ (85–127), eine kirchliche Erneuerungsbewegung von vitaler, weitreichender Dynamik. Sie trutzten jener braunen Macht, die sich ab dem 30. Januar 1933 immer mehr in Deutschland auszubreiten begann. Dafür wird „Schönstatt“ nach allen Regeln nationalsozialistischen Terrors verdächtigt, bespitzt und verfolgt. Kentenich selbst wird Gefangener der Geheimen Staatspolizei (155–181) und schließlich Häftling des Konzentrationslagers Dachau (182–223). Doch die insgesamt mehr als dreijährige Gefangennahme hielt Pater Kentenich nicht davon ab, so energisch wie zielstrebig auch weiterhin den christlichen Glauben zu verkünden und sich unermüdlich für das Reich Gottes einzusetzen. Die inhumanen und ausgesprochen antichristlichen Zustände im KZ Dachau lösten bei ihm nicht lähmende Angst aus, sondern provozierten ihn, noch größere Anstrengungen zu unternehmen, um die Frohe Botschaft zu verbreiten: auch und gerade hier, in der „Sklaven- und Narren-, der Hunger- und Todesstadt“, wie Kentenich das KZ Dachau zu charakterisieren pflegte. Kurz vor Beendigung des Krieges konnte er am 6. April 1945 im Rahmen einer Befreiungsaktion das KZ Dachau

verlassen. Kentenich war inzwischen knapp 60 Jahre alt.

Doch damit nicht genug: Nach der Staatsmacht schlug die Kirche zu. Er und sein Schönstattwerk gerieten ins „Fadenkreuz kirchlicher Anklagen“. Am Ende stand die Ausweisung aus Schönstatt und eine rund 14-jährige Exilzeit, von 1951 bis 1965 in Milwaukee, USA. Dort war er Seelsorger mit Leib und Seele (266–318). Erst das Konzil brachte die Wende in der kirchlichen Einschätzung der „Causa Kentenich“, seiner Theologie, seiner Spiritualität, seiner Pädagogik, seiner Psychologie, seines Werkes insgesamt.

Das letzte Kapitel, überschrieben mit „Heimkehr“ (319–338), thematisiert Kentenichs Rückkehr nach Europa, seinen Empfang bei Papst Paul VI. im Vatikan sowie seine Heimkehr nach Schönstatt am Heiligen Abend 1965. Sein erster Weg führte ihn ins Urheiligtum. In seiner mit Spannung erwarteten Ansprache war „kein Wort der Klage oder Anklage“ zu hören, „keine ‚Abrechnung‘ mit solchen, die ihm das Leben schwergemacht hatten“ (328). Vielmehr lenkte er den Blick himmelwärts: „Ins Herz Gottes hineinschauen, die Pläne Gottes zu ermitteln trachten, sie anwenden auf unser eigenes Leben, um klarer hineinschauen zu können in die Zukunft“ (328), wie er selbst es formulierte. Dieses „Hineinschauen in den Himmel“, um so die Zukunft zu gestalten, blieb

sein Programm bis zum endgültigen „Heimgang“ am 15. September 1968, dem Fest der Sieben Schmerzen Mariens.

Eine übersichtlich gestaltete „Zeittafel“ (339f.), die noch einmal die wichtigsten Stationen seines Lebens zusammenfasst, sowie ein recht überschaubares Literaturverzeichnis (341f.) schließen die informative, spannend geschriebene Biographie ab.

Das Buch ist bestückt mit 27 Abbildungen, glänzend geschrieben und voller Informationen. Was hier vorliegt, ist eine höchst lesenswerte *narrative Biographie*. Auf einen wissenschaftlichen Apparat wird verzichtet; leider, wie ich finde; denn man hätte schon gern die internen Quellen gekannt, aus denen die Autorin ihre zahlreichen Zitate, Beobachtungen und Erzählungen schöpft. Überdies scheut sie nicht vor fiktiven Dialogen und erfundenen Briefen zurück. Auch wenn diese als solche deutlich genug gekennzeichnet werden: Sie charakterisieren den historischen Roman. In einer historischen Biographie haben sie nichts verloren. Dennoch, die Lektüre lohnt sich. Mit viel Empathie, umfassender Quellenkenntnis und bemerkenswerter Erzählkunst gelingt es der Autorin, Josef Kentenich, diese überragende Gestalt der jüngeren Kirchengeschichte, einem größeren Kreis von Interessierten vorzustellen.

Manfred Gerwing

Klaus Hedwig, Daniela Riel (Hrsg.), „sed ipsa novitas crescat“ – Themen der Eschatologie, Transformation und Innovation (Festschrift für Manfred Gerwing), Münster 2019, 423 S., ISBN 978-3-402-24630-6, 69,00 EUR

„*Sed ipsa novitas crescat* – die Überzeugung vom Wachsen des Neuen, vom Kommen des radikal Anderen und dabei zugleich unüberbietbar Schönen gehört zu den Grundüberzeugungen christlicher Endzeiterwartung“ (45). Mit diesen an das Augustinus-Zitat des Titels anknüpfenden Worten eröffnet Mitherausgeberin Daniela Riel (Eichstätt/Passau) ihren neutesamentlichen Beitrag „Wir werden alle verwandelt werden“ zu 1 Kor 15,35ff in der anlässlich seines 65. Geburtstages und seiner Emeritierung erschienenen Festschrift für Manfred Gerwing, den Eichstätter Ordinarius für Dogmatik und Dogmengeschichte. Gerwing, der auch lange Jahre parallel das Essener „Institut für Lehrerfortbildung“ der nordrhein-westfälischen Bistümer leitete und dafür im Sommer 2019 eine päpstliche Ehrung erhielt, kommt aus der „Bochumer Schule“ der Theologie und Philosophie, für die seit Gründung der Ruhr-Universität kennzeichnend war, dass sie interdisziplinär mit Rückgriff auf das Historische und an aktuellen Glau-

bensproblemen orientiert arbeitete. Der bekannte Historiker Ferdinand Seibt und der Theologe Ludwig Hödl waren die „Väter“ seiner Dissertation „Malogranatum“ (1986) über die böhmischen Reformbewegungen. Andere Lehrer, die teilweise mit gewichtigen Beiträgen auch die Festschrift bereichern, waren in Bochum Hermann-Josef Pottmeyer, Klaus J. Schmidt, Arnold Angenendt, Kurt Flasch und Richard Schaeffler. Spezialisiert ist Gerwing auf die Theologie des Mittelalters, die „Devotia moderna“ und Nikolaus von Kues. Habilitiert hat er sich mit der großen Arbeit „Vom Ende der Zeit“ (Münster 1996) über die Geschichtstheologie und Antichrist-Diskussionen des Katalanen Arnald von Villanova. Zahlreich sind seine Aufsätze und seine Artikel im „Lexikon des Mittelalters“. Seit 2003 hat er den erwähnten Lehrstuhl an der Theologischen Fakultät Eichstätt, seit 2006 ist er mit Theo Kobusch Herausgeber der von Clemens Baeumker begründeten international renommierten Reihe „BGPhThMA“. Als historisch-philosophischer Theologe will Gerwing mit pädagogischen Ansätzen immer „Lehre“ und „Leben“ verbinden, arbeitet in Kommissionen und unterstützt auch internationale Tagungen über die „Theologie des Leibes“ an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Die vom Philosophen Klaus Hedwig und der Theologin Daniela Riel vor-

züglich eingeleitete und strukturierte Festschrift behandelt in drei Teilen „Themen der Eschatologie, Transformation und Innovation“.

Der erste Teil „Biblische Zugänge“ (7-125) wird von einer gut lesbaren narrativen Betrachtung des Jesuiten *Peter Knauer* über „Allversöhnung“ eröffnet. Der Heidelberger Neutestamentler *Klaus Berger* schreibt mit direkter Ansprache des Jubilars unter „Gottes Heere“ über monastischen Militarismus nach Apk 19, 14, gleichsam eine Ergänzung seines großen, von Gerwing in der „FAZ“ besprochenen, Kommentars zur Apokalypse des Johannes (Freiburg 2017). Geistliche „Heere“ in weißen Gewändern sind Engel, alle getauften und gläubigen Christen der „streitenden Kirche“ auf Erden, die Heiligen des Himmels, die Märtyrer und die „Braut des Lammes“ mit den geistlichen Ritterorden. *Daniela Riel* geht einfühlsam auf die verheißene Auferstehung des Leibes in 1 Kor 15,35ff ein. Sie behandelt die argumentative Antwort des Paulus und den „absoluten Kontrast“ zwischen irdischem Leben und künftiger Auferstehungswirklichkeit bis hin zur Parusie. Die eschatologische Verwandlung sei allein die Sache Gottes, dem der Mensch alles zutrauen darf. *Guido Bausenhardt* (Rottenburg) setzt diese paulinischen Gedanken fort mit der Frage „Werden wir einander wiedererkennen? Zu

einer möglichen Kontinuität über die Bruchlinie des Todes hinweg“. In zehn Thesen wird philosophisch und theologisch das jüdische, griechische und christliche Verständnis der Leib-Seele-Problematik erörtert. Eine präsentische Eschatologie hat genauso ihre Berechtigung wie das Konzept der „Auferstehung im Tod“ (Gisbert Greshake). *Thomas Marschler* (Augsburg) behandelt in seinem subtilen Aufsatz „Vernichtung statt ewiger Strafe?“ unter Heranziehung vieler amerikanisch-englischer Autoren das Modell „bedingter Unsterblichkeit“ (conditionalism) in der Diskussion um Hölle und Höllenstrafen. Die These erscheint als eine Lösung der Problematik ewiger Höllenstrafen. Aber kann eine unsterbliche Seele ins Nichts fallen? „Der Universalismus bleibt daher die kraftvollste theologische Alternative zur Lehre von der ewigen Hölle“ (103). *Rudolf Laufen* (Mülheim), der dem Geehrten als Widmung ein Chronogramm setzte (II), befasst sich mit „Transformation und Innovation am Beispiel der soteriologischen Frage“ und fragt nach Selbstverständnis und Deutung des Todes Jesu im Neuen Testament. Das Konzept der Stellvertretung hinterfragt er mit Kant und Karl Rahner, plädiert aber (trotz etwas polemischer Absetzung von Joseph Ratzinger) für friedliche Koexistenz des bisherigen mit einem modernen Erlösungsparadigma. Kurz vor sei-

nem Tod im Februar 2019 verfasste der Bochumer Religionsphilosoph *Richard Schaeffler* den Beitrag „Ich bin nicht gekommen, um aufzulösen, sondern zur Fülle zu bringen“ mit Blick auf die säkulare Philosophie. Gesetz als Heilswille Gottes und Freiheit des Menschen bedingen sich gegenseitig und finden ihre jeweilige Erfüllung in Jesus Christus.

Der zweite Teil „Geschichte in Transformationen“ (127-302) beginnt mit einem luzide konzentrierten Aufsatz des Münsteraner Historikers und Theologen *Arnold Angenendt*, der vom achsenzeitlichen Ansatz Karl Jaspers' ausgehend Kirchengeschichte und Religionsgeschichte gegenüberstellt und das Werden des neuen Christentums zu seiner mittelalterlichen Gestalt skizziert. Die „Germanische Religion“ mit ihren Ehr- und Rechtsvorstellungen findet besondere Beachtung. Unter dem Leitwort „Deus operatur per causas secundas liberas“ analysiert *Joachim R. Söder* (Aachen) ausführlich die scholastische Vorgeschichte des modernen Freiheitsbegriffs von Aristoteles, Thomas von Aquin, Bonaventura bis zu Duns Scotus. Dabei stehen besonders die Pariser Verurteilungen von Sätzen des Thomas von 1270, die weiteren Verurteilungen von 1277 und die von Duns Scotus entwickelte Theorie „synchroner Kontingenz“ bei der Kausalität der Freiheit im Zentrum der Auf-

merksamkeit. *Rudolf Kilian Weigand* (Eichstätt), Literaturwissenschaftler mit dem Schwerpunkt Mittelalter, schreibt in seinem philologischen Beitrag „Gerechtigkeit und ‚Mystik‘“ über die wahrscheinliche Meister Eckhart-Rezeption bei Johannes Tauler, dabei den Begriff der dominikanischen „deutschen Mystik“ näher analysierend. Gerechtigkeit wird danach nicht durch Handeln erworben, sondern gnadenhaft von Gott gegeben. Martin Luther als Tauler-Leser wird daran anknüpfen. Zusammen mit Gerwing arbeitet Weigand in einem DFG-Projekt zur rezeptionsorientierten Edition der Kirchenjahrspredigten Taulers. Der Tübinger evangelische Kirchenhistoriker, Luther- und Franziskus-Biograf *Volker Leppin* widmet sich mit Gerhard Zerbold von Zutphen (1367-1398) dem Werk und den geistlichen Gedanken eines noch wenig bekannten Vertreter der „Devotio moderna“. Sündenerkenntnis und Versenken in das Leiden Christi sind seine Themen, die auch Martin Luther und Ignatius von Loyola inspiriert haben (201). Der Eichstätter Liturgiewissenschaftler *Jürgen Bärsch* vergleicht katholische und lutherische Begräbnisliturgie in der Barockzeit im Spiegel der „Kirchen-Ceremonien“ des Elsässer Katholiken Gregor Ripell und des sächsischen evangelischen Landpfarrers Christian Gerber. Grundlegende Kontinuität im rituellen Ablauf des Be-

gräbnisses und spirituell-pastorale Ähnlichkeiten schließen die deutlichen Bedeutungswandlungen durch die lutherische Reformation nicht aus. Der andalusische Literaturwissenschaftler *Julian Solana Pujalte* (Sevilla/Cordoba) befasst sich in spanischer Sprache textkritisch mit unbekanntem Editionen verbotener Werke („Ediciones desconocidas de obras prohibidas“) aus dem 16. Jahrhundert durch den sevillanischen Buchdrucker Martin de Montesdoca und anderer verbotener Werke aus der „librería de Ambrosio de Salamanca“. Der Eichstätter „Professor für philosophische Grundfragen der Theologie“ *Markus Riedenauer* beschreibt „Antiplatonistische Transformationen des Platonismus“ als „Versuchungen und Versuche des Denkens“. Dass Platonismus den Bezug zur Wirklichkeit aufgabe, sei ein Missverständnis, alle Begriffs- und Ideenbildung könne nur auf dem Fundament des Seins und des biblischen Schöpfungsglaubens gelingen. Riedenauer sieht dann bei Nicolaus Cusanus die entscheidende Transformation des Platonismus. „Hegels Deutung der christlichen Religion“ wird vom Bochumer Philosophen *Klaus J. Schmidt* aufgrund seiner „Vorlesungen über die Philosophie der Religion“ von 1821 verständlich vermittelt. Ziel und Ende ist die in Gott als absolutem Geist zu sich selbst befreite menschliche Freiheit.

Der dritte Teil der FS widmet sich „aktuellen Diskussionen“ (303-405). Der Eichstätter Neutestamentler *Lothar Wehr*, der sich besonders auf Paulus spezialisiert hat, geht den Besonderheiten des Laienapostolates und der Berufung zum Priester- oder Ordensberuf mit kritischem Blick auf das „Instrumentum laboris“ der Jugendbischofssynode vom Oktober 2018 nach. Freiheit und Bindung nach Paulus werden mit dem 1. Korintherbrief und Gal 5 in ihrem bleibenden Sinn und ihrer Bedeutung für heutige (Jugend-)Pastoral aufgezeigt. Es genüge nicht, nur soziale Kompetenzen zu fördern. Religionspädagogisch behandelt *Paul Platzbecker* (Wuppertal u.a.) „Religiöse Bildung im Horizont eschatologischer Hoffnung“. Er skizziert einen freiheitlichen Bildungsbegriff und nähert sich Grenzreflexionen des Übergangs von Bildung in Religion. Eschatologische Hoffnung und Reich Gottes sind der Horizont des zur Freiheit führenden und bildenden Dialogs. Der Vallendarer Kirchengeschichtler und Schönstattpater *Joachim Schmiedl* widmet sich in seinem Aufsatz „Parallele Biographien“ dem akademisch immer noch zu wenig beachteten Gründer der Schönstattbewegung, dem rheinischen Pallottiner Joseph Kentenich (1885-1968). Kentenich und Guardini haben nicht nur dasselbe Geburts- und Sterbejahr, sondern verbindet in ihrem religionspä-

dagogischen Wirken auch eine lokale Bindung: an Schönstatt, bzw. Burg Rothenfels. Kirche als Leib Christi, die Einordnung von Amt und Charisma und die Konzilsrezeption Karl Rahners sind weitere ekklesiologische Leitlinien Kentenichs. Mit seiner am 8. Juni 2019 nach langer Erkrankung verstorbenen Frau Doris war Manfred Gerwing, ohne dies groß zu betonen, stets der Schönstattbewegung verbunden. In seinem italienischsprachigen Aufsatz „Escatologia e agire sociale“ befasst sich *Giuseppe Franco* (Eichstätt) mit dem theologisch-dogmatischen Fundament der christlichen Soziallehre. Dabei orientiert er sich am großen katholischen Sozialwissenschaftler Joseph Kardinal Höffner (1906-1987) und erläutert dessen sozialetische Thesen unter eschatologischen Aspekten. Katholische Soziallehre sei ein „integraler Teil einer neuen Evangelisierung“ (360). Fundamentaltheologische Anmerkungen zu Peter Sloterdijks Buch „Nach Gott“ macht *Markus Knapp* (Bochum). Er sieht darin eine „atheistische Mystik“, die sich sehr von Autoren wie Richard Dawkins unterscheidet und mehr die Nähe zu Martin Heidegger sucht. Sloterdijk setze jedoch eine theologisch inakzeptable Konzeption des Gott-Welt-Verhältnisses voraus, weshalb es in atheistischer Mystik auch keine Hoffnung auf eschatologische Vollendung gebe. Mitherausgeber *Klaus Hedwig*

widmet sich philosophisch „neuen Realitäten“, wie sie durch mediale Wahrnehmung von Wirklichkeiten entsteht. Er sieht eine „Grenze der Transformation“ und betont profund nicht nur aus pädagogischen Gründen mit Thomas von Aquin personal-reale Erfahrungen, in denen sich die „novitas essendi“ zeigen kann. Passend und warnend beschließt *Theo Kobusch*, der bis 2016 in Bonn den Lehrstuhl für Philosophie des Mittelalters innehatte, mit dem Essay „Das Alte und das Neue“ die Festschrift seines Kollegen. Dabei bezieht er sich auf Arbeiten von Wolfram Kinzig („Novitas Christiana“) und Michael Fiedrowicz („Apologie im frühen Christentum“), die er eigenständig mit Meister Eckhart weiterdenkt und ästhetisch mit der Romantik verbindet. Schlegel und die Ideen Ralph Waldo Emersons werden dann von Nietzsche ausgebaut zu einer moralfreien rein ästhetischen Deutung des Daseins: Neues ohne Alter, Zukunft ohne Herkunft, Machbarkeit ohne Vorgaben. „Lebenskunst“ (Werner Schmid) lebe von dieser Illusion. Mit der Möglichkeit der Gentechnik beginne ein neues Zeitalter, „das Reich wahrer Freiheit, die Selbststeigerung der Gattung, das endgültige Abwerfen alter europäischer fesseln, darunter auch der Religion und der Moral“ (405).

Der eindrücklichen Festschrift, in der Theologie und Philosophie, Historisches und Philo-

logisches, sich interdisziplinär begegnen, ist ein Autoren- und ein Namensverzeichnis beige-fügt.

Stefan Hartmann, Bamberg

Nicole Grochowina, Herbert Lauenroth, Lothar Penners (Hrsg.): Prophetie im Prekariat, Berlin 2019. 110 S.

Der sperrige Titel verdeckt leicht die wertvollen Reflexionen dieser Sammlung über das „Miteinander für Europa“. Es wäre aber schade, wenn sie nur diejenigen aufschlagen würden, die auf diesem Weg mitgegangen sind. Denn diese Erfahrungen sind Inhalt der Prophetie: eine Geschichte, die viele Menschen aus etwa 300 christlichen Bewegungen, Gemeinschaften, Werken in 20 Jahren miteinander erlebt haben. Als das „Prekäre“ wird dabei nicht eine materielle Notlage gesehen, sondern die Zeiterscheinung der Polarisierung, Trennung, des Abgrenzens, des „hate speech“ (Proß 2) im Kontext einer „defizitären Sensibilität für die Tiefendimensionen geschichtlicher Ereignisse“ (Penners 36). Im Tasten und Hören in diese „Geschichte Gottes mit seinem Volk“ (2) lässt Pross prophetische Elemente aufleuchten, wenn er die Geschichte des „Miteinander“ skizziert. Lauenroth vertieft ein differenziertes Zueinander von Einheit und Vielfalt und leuchtet im Blick auf die Drei-Einheit Gottes die „Räume des unterscheidend

Einen“ (3) aus. Dabei zeigt er, wie Vielfalt sich nur in Bezug auf eine Mitte gegenseitig bereichern kann.

Bei ihm wie bei Penners „Innehalten zu einer theologischen Spurensuche“ zeigen komprimierte Zeitanalysen eine realistische Sicht der Ökumene in Europa. Wenn Penners die Notwendigkeit eines Dialogs der „drei Ökumene-Typen“ Kirchenleitung, Fachtheologie und Bewegungen sieht, dann wagt er, das Lesen der hl. Schrift als nachrangig zu bezeichnen gegenüber der Verkündigung und dem Hören des menschlichen Partners.

Neben seine „zentralen Fragestellungen“ an die Ziele des „Miteinander“ stellt Grochowina den Wert der Erinnerung und des Erzählens, um den Schatz der Geschichte und ihrer „Deutungsangebote“ zu pflegen – ohne in ausgrenzende „Meistererzählungen“, Narrative einer offiziellen Sicht zu verfallen.

Diesen flexiblen, weil kommunikativen Umgang mit der Vergangenheit ergänzt Hochschilds Beitrag „Über die Versöhnung mit der Zukunft“. Die Akteure des „Miteinander“ sind für ihn optimale Träger einer

wirksamen Hoffnung, weil sie aus Visionen die Gegenwart gestalten und nicht nur anhand von Befunden verbessern wollen. Im Unterschied zu anderen Bewegungen sind sie nicht auf ein Thema festgelegt.

Hennecke und Herbst fragen in einem Schreibgespräch aus ihren Erfahrungen heraus, ob und wie weit das „Miteinander“ und die darin vertretenen Bewegungen in und mit den Kirchen als „Innovationskeimlinge“ (81) wirken und „fresh expressions of church“ einbringen können. Sie sehen hoffnungsvolle Zeichen und Beispiele für eine gewachsene Offenheit für einander, die in einer postmodernen Zeit ohne große Volkskirchen unumgänglich erscheint.

Dies unterstreicht Grochowina, wenn sie in ihrem Kommentar dazu „Communio“ als „Sehnsuchtsbegriff und Grundcode christlichen Lebens“ (96) darstellt.

Alle Beiträge zeigen, dass die bisher verabschiedeten Dokumente, die im Anhang veröffentlicht sind, viel Leben und Reflexion gefasst haben. Hier äußert sich eine lebendige Ebene der Ökumene.

Klaus Heizmann